



Glückskinder - Gotteskinder

Sicheres Heil und launenhafte Fortuna

Informationsbrief
Nr. 68/2-2011
für
April
Mai
Juni



Monatsspruch Juni 2011:
Einer teilt reichlich aus
und hat immer mehr;
ein anderer kargt, wo er nicht soll,
und wird doch ärmer
Sprüche 11,24



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Von einem Menschen, dem viel gelingt, sagt man zuweilen: Das ist ein Glückskind. Unausgesprochen schwingt dabei mit, dass sich die Situation auch ändern kann. Dass aus dem Glückspilz auf der Sonnenseite ein Pechvogel auf der Schattenseite werden kann. Fortuna hat ihre Launen, wie das zunächst von einer Glücksfee bedachte Pärchen in Johann Peter Hebels Geschichte „Drei Wünsche“ schnell erfährt.

Für den großen, vor 125 Jahren geborenen Dogmatik-Lehrer Karl Barth wurde Gottes Heils-Bund, der zunächst nur für das auserwählte Volk Israel galt, mit Jesus Christus auf uns alle ausgeweitet. Und blieb natürlich auch für die Juden bestehen. Denn Gottes Heil ist all gegenwärtig und unteilbar; es kennt kein launenhaftes Hin und Her, kein Auf und Ab. Schon darum verbot sich für den „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“ die nationalsozialistische Judenverfolgung. Ein einstiger Schüler Barths, der in Neustadt an der Weinstraße lebende Professor Dr. Ekkehard Börsch, porträtiert seinen Lehrer, den großen Bonner und Baseler Theologen, zu dessen 125. Geburtstag. Dem Nationalsozialismus widerstand ebenso wie Barth ESW-Initiator Oskar Schnetter mit seinen „gelben Monats-Plakaten“, an dessen 100. Geburtstag wir dankbar erinnern.

Vom sicheren, nicht wankelmütigen göttlichen Heil wissen auch Schriftsteller Rolf Hochhuth und Politiker und Kirchenmann Manfred Stolpe, an deren runde Jahrestage wir ebenfalls erinnern. Die im irdischen Glück zu kurz Gekommenen brauchen unser aller Beistand. Diakonie ist nötiger denn je. Viele der Nachrichten unseres neuen Heftes von der Bertelsmann-Studie über mangelnde Gerechtigkeit bis zu den Umstrukturierungen in der Diakonie mit ihrem neuen Präsidenten Johannes Stockmeier beweisen, wie nötig Einsatz für Arme ist.

Auch wir alten Menschen können uns hier beteiligen, wie unsere Meldungen zum Sechsten Altenbericht zeigen. Dass es geschieht, wünscht mit Ihnen

Ihr

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Mutternähe und ferne Welt

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 9 Theologie: Erkennen in Liebe
- 17 Sonne des Lenzes vergolde die Trauer
- 21 In zwei Systemen an der Spitze
- 25 Das Gewissen der Bundesrepublik
- 28 An Gerechtigkeit hapert es
- 29 Brandmauer der Gesellschaft
- 30 Kein Rückzug zulasten Einzelner
- 31 Kritik am Controlling der Diakonie
- 31 "Freiwis" für die "Zivis"

Aktuelle Seniorenthemen

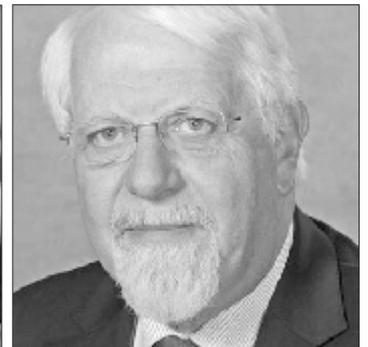
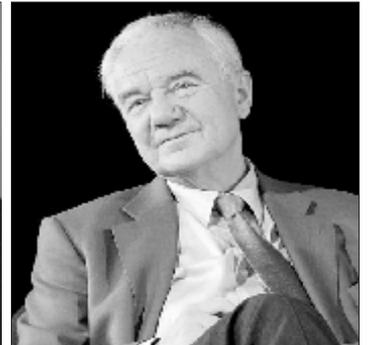
- 34 Im Kopf geschieht das Entscheidende
- 37 Die Meinung äußern
- 37 Kirche auf Alten-Potenzial angewiesen
- 38 Die Töne werden milder
- 40 Die Schöpfung erhalten
- 42 Daheim statt ins Heim
- 43 Wettbewerb mit Altersbildern
- 44 Chance für Sozialprojekte
- 44 In guten und schlechten Zeiten
- 45 Wenn der Mitmensch am Ende ist
- 47 Mit findiger Hilfe selbständig bleiben
- 48 Senioren stützen ausländische Studies
- 49 Drei Wünsche

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 51 Perlenkette an der Elbe
- 53 Monat für Monat gegen den Moloch
- 56 Neue Impulse vertiefen das Leben
- 60 Geborgen in der Versöhnung
- 65 Von Altem befreit - sich Neuem öffnen
- 66 Die erste Stunde

Hinweise und Mitteilungen

- 67 Für Sie gelesen
- 72 Hilfe bei häuslicher Pflege
- 73 Sogar die Praxisgebühr ist steuerlich absetzbar
- 73 Zwei Tagungen im Sommer
- 75 Impressum



Andacht
von Pfarrer i.R.
Klaus Meyer,
Nürnberg
ESW-Vorsitzender



Gedanken zum Monatsspruch für Juni 2011:

EINER TEILT REICHLICH
AUS UND HAT IMMER MEHR;
EIN ANDERER KARGT,
WO ER NICHT SOLL,
UND WIRD DOCH ÄRMER.

Sprüche 11,24

Vom Weitergeben der Gaben

Das habe ich ganz am Anfang meines Theologiestudiums gelernt! Ein Missionswissenschaftler, Prof. Dr. Georg Vicedom, erzählte packend und anschaulich von seinen Erfahrungen in Neu-Guinea. Und ich habe das noch im Ohr: „Du bekommst, was du hast und erhältst es nicht für dich, sondern zum Weitergeben. Das gilt für den Glauben, die Liebe, aber auch für das Geld und deinen Besitz. Das gilt in der Mission genauso wie hier in Deutschland“. Das war im ersten oder zweiten Semester wo man, noch aufmerksam auf alles Neue, begierig mitgeschrieben und zugehört hat, bevor sich dann das Herz an das Alte Testament und an die Systematik verlor. Ich weiß nicht, warum ich mir das über die Jahre hin so gemerkt habe, dass es mir noch präsent

war, als ich noch im Vikariat mit der Vertretung der Pfarrstelle betraut wurde, weil mein Gemeindepfarrer erkrankte. Das war Ende der sechziger Jahre in einer Gemeinde mit vielen sozialen Herausforderungen. Das merkte ich sehr deutlich, als ich die Gabenkasse bekam. Wenn ich mich richtig erinnere, waren es 48 Mark. Nicht gerade üppig für jemand, der doch etwas tun wollte. Und da fiel mir doch siedend heiß der Vicedom-Spruch ein.

Wissen Sie, was wir gemacht haben? Wir haben, das war damals in der Gemeindegemeinschaft durchaus üblich, ein Filmvorführgerät beim städtischen Filmdienst geliehen, dazu einen Film. Kostete zusammen 40 Mark. Den Titel weiß ich nicht mehr. Eine beeindruckende Geschichte aus Afrika war es. Die Gemeinde kam. Es kostete keinen Eintritt, aber ich erzählte bei der Begrüßung, dass ich unseren ganzen Reichtum eingesetzt hatte. Wenn wir schon nicht mehr hatten, dann sollte wenigstens etwas für die ganze Gemeinde rausspringen. Am Ende lagen in dem bekannten „Körbchen am Ausgang“ weitaus mehr, als wir investiert hatten. Ein Vielfaches mehr! Und damit begann, worauf ich im Laufe der Jahre oftmals gesündigt bzw. vertraut habe: Ich habe immer mit vollen Händen aus- und weitergegeben, was ich bekam; und es kam in weitaus größerer Münze zurück. Es war und ist für mich immer erstaunlich, wie schnell Menschen merken, ob ihr Geld so verwendet wird, wie es gedacht war und dass ihre Spenden gute Zinsen bringen.

Ich will keine Storys weitergeben von manchmal wirklich erstaunlichen Geschichten, aber doch noch von dem Vorhaben erzählen, an das ich schon mit einer großen Scheu heranging. Ich war ja kein Spieler und kein Abenteurer und es war anvertrautes Geld für den Bau eines Kindergartens und unserer Heilpädagogischen Tagesstätte. Das Mobiliar und die Innenausstattung mussten von der Gemeinde getragen werden. Das war viel Geld für eine bescheiden lebende Gemeinde. Aber wir hatten eine Idee. Mit dem Kinderbuch-Illustrator Ali Mitgutsch wollten wir beide Tagesstätten zusammen binden durch das Gesamtkonzept „Arche Noah“. Wir haben es

geschafft. Mark für Mark, bei Taufen, Besuchen, Gottesdiensten und Gemeindefesten. Und es waren mehr als zweihunderttausend Mark nötig. Die alte Spruchweisheit bestätigt sich, wenn man sich nur auf sie einlässt! Probieren Sie es nur, auch wenn man dabei streckenweise etwas unruhig schläft.

Vermutlich sind Sie, liebe Leserin, lieber Leser, beim Blick auf den Monatsspruch für den Juni 2011 aber auf ganz andere Gedanken gekommen. Das legt sich ja auch nahe, wenn man unsere Gegenwart nicht ganz ausklammert und auf die sich immer mehr spaltende Gesellschaft blickt. Unsere Spruchweisheit könnte ja die gegenwärtige Ertragslage in unserem Land auch treffend karikieren.

Da handeln die Neujahrsreden von der dringenden und notwendigen Solidarität in unserem Land, und wir erleben staunend und kopfschüttelnd, wie offenbar deswegen Energieunternehmen und Banken gestützt werden, aber immer mehr Teilzeit-Jobber von ihrer Arbeit nicht mehr leben können. Da bekommen wir in großer Öffentlichkeit die in unserem reichen Land doch sehr anstößige Hartz-IV-Diskussion vorgeführt und erleben wie die, die ohnehin am Rande leben, in politischen Schaukämpfen ihr bisschen Brot zugemessen bekommen. Es geht um drei Euro für den einzelnen oder 3,24 Millionen Euro insgesamt! Das nehmen andere als Jahresbonus mit nach Hause. Dabei schafften es nicht mal die Gewählten und parlamentarisch Verantwortlichen, Regierung und Opposition, sich auf einen anständigen Kompromiss zu verständigen. Erst drei altersweisen Ministerpräsidenten ging dieses Spektakel dann doch zu weit. Und sie beendeten wenigstens das unwürdige Spiel mit der Armut. Gleichzeitig lesen wir alle in den Medien, dass die Anzahl der Millionäre auch 2010 wieder gewachsen ist. Und das waren nicht alle Lotto-Gewinner. Aber sie haben natürlich gewonnen. Doch noch stehen einige der sieben Wahlgänge in diesem Jahr vor uns! Sie entscheiden mit, ob die, die ohnehin schon haben, noch mehr oder wieder mehr

bekommen sollen oder wer.....! Aber dieses sozialpolitische Lied mit all seinen allzu vielen Strophen können Sie wohl trefflich auch allein weiter singen. Es fällt Ihnen wohl genug dazu ein, wenn Sie die täglichen Nachrichten hören. Ich habe die Weisheit der Sprüche freilich auch immer so verstanden, dass sie noch eine weitere Dimension erschließen und damit erst an ihr Ziel kommen: Wir leben alle davon, dass Glaube, Liebe, Hoffnung, Wahrheit, Vertrauen, Zutrauen, Ermutigung, Lob sich potenzieren, verdoppeln und verdreifachen, sooft wir etwas davon weitergeben. Das gilt für unser Zusammenleben unter Eheleuten und Partnern ebenso wie für unsere Gesellschaft, Kirche und Gemeinde. Gar nicht zu leugnen, erleben wir auch da oft genug Menschen, die sehr kleinlich, bevormundend und geizig mit dem umgehen, was sie zum Weitergeben an Gaben, Fähigkeiten und Glaube mitbekommen haben. Nicht selten kann man es manchen direkt am Gesicht ablesen, ob sie zu denen gehören, die „ihr Pfund lieber vergraben“ oder zu denen, die damit wuchern, was daraus machen, ihr eigenes und das Leben ihrer Umgebung bereichern.

Vermutlich gehört dazu auch eine innere Großzügigkeit, die etwas abgeben kann von dem, was mir der Herrgott geschenkt hat und zukommen ließ. Wer damit Schwierigkeiten hat, der sollte es mal mit einer uralten Lebenserfahrung probieren: Den Tag beginnen und beenden mit einem „Guten Morgen, mein Gott! Wen du mir wohl heute über den Weg schickst...?!“ Und mit einem „Gute Nacht, mein Gott! Heut war ein langer Tag...“. Schon rasch werden wir erfahren, dass wir, die wir doch schon so Vieles haben, oft jeden Tag reicher und immer wieder neu beschenkt werden.

Sicher sind Ihnen beim Lesen dieser Gedanken auch eigene Assoziationen zum Monats-Leitvers für den Juni des Jahres gekommen. Umso besser, denn dann steht zu erwarten, dass uns dieser Monatsspruch dazu verleitet, etwas weiter zu geben von uns, an die Enkelkinder zum Beispiel, die auf unsere Lebenseinsichten und Erfahrungen oft mehr hören als unsere Töchter und Söhne. Warum sollte die generationenüber-

springende Weitergabe von Glaubenserfahrungen nicht auch zu dem Reichtum gehören, der jedem einzelnen, aber auch unseren Kirchen und Gemeinde gegeben ist? Ich würde mich gerne mit Ihnen über diese oder Ihre Gedanken unterhalten und antworte gerne jeder und jedem, die/der sich die Mühe macht, seine/ihre Überlegungen und Erfahrungen nieder zu schreiben per Mail (vorstand@eswb.de) oder Brief (Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3, 90491 Nürnberg), wünsche Ihnen aber vor allem und zunächst einen wunderschönen Sommer...

Flucht aus dem Schlaraffenland

Dir fällt die Decke auf den Kopf?
Dann geh hinaus.
Du weißt nicht, was du machen sollst?
Dann mach, was andere erfreut.
Du fühlst dich überflüssig?
Dann suche dir eine sinnvolle
Beschäftigung.
Suche dir ein Ehrenamt; eine Tätigkeit, mit
der du für andere da sein kannst. Warte
nicht ungeduldig darauf,
dass dich endlich deine Kinder und
Enkelkinder besuchen
und dir wie gebratene Tauben
in den Mund fliegen.
Flieh aus dem Schlaraffenland,
denn dort ist es nach einiger Zeit
elend langweilig.
Geh auf andere zu, reiche ihnen deine Hand
- und wenn du das nicht mehr kannst,
dann falte für sie deine Hände.

Reinhard Ellsel zum Monatsspruch für Juni 2011: Einer teilt reichlich aus und hat immer mehr; ein anderer kargt, wo er nicht soll, und wird doch ärmer. Sprüche 11,24

Mutternähe und ferne Welt Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Im Unterschied zu jungen Menschen, die heute so alt sind wie unsere Eltern damals waren, haben wir noch sehr deutlich vor Augen, wie wir während und mehr oder weniger lange nach dem Zweiten Weltkrieg (1939-1945) für Jahre, wenn nicht für alle spätere Zeit ohne Vater lebten. Die Mütter mußten es vermögen, alles zu leisten, was der Erhalt der Familien mit zwei und drei kleinen Kindern erforderte. Es war um die elementarsten Güter gegangen, um physisch zu überleben. Die Mütter mußten „ihren Mann stehen“. Und sie hatten das nicht gelernt. Nur ausnahmsweise hatten sie überhaupt einen Beruf erlernt. Die meisten waren, dem gesellschaftlichen Muster entsprechend, Ehefrauen, die in Heim und Hof für Wohnen, Haushalt und Kinder sorgten. Die abwesenden Väter, die in den Krieg geworfen und danach (wenn sie nicht gefallen waren) oft viele Jahre lang in fernen Ländern Gefangene waren, konnten die ihnen zugeteilten kompletären Rollen der Familienvorstände nicht wahrnehmen. Von nichts weiter als ihrer Inspiration zehrend mußten die Mütter die Doppelrolle der Einpersonenerntern, d. h. sämtliche Funktionen erfüllen, die vorher arbeitsgeteilt versehen waren, um die Familien zu retten.

Man darf mit Fug und Recht behaupten, dass die solcherart erzogenen und sozialisierten Kinder durch das Manko der Vaterfigur in ihrer Persönlichkeitsentwicklung geschädigt sein mußten. Ein Bedenken war vor allem auch, dass die doppelt belasteten Mütter durch die von ihnen wahrzunehmenden Aufgaben maskulinisiert worden sein müssen. Das heißt, daß uns Kindern sowohl eine echte Mutter wie auch der Vater vorenthalten worden wären, was uns mangels der notwendigen Muster bei der Ausbildung unserer Geschlechtsrollen und im weiteren Sinne an der Reifung zu vollständigen Persönlichkeiten gehindert haben müsse. Es konnten nur psy-

chisch fragile und normalen Belastungen nicht gewachsene instabile Identitäten resultieren. Das aber ist nicht eingetreten.

Unsere Mütter hatten es nämlich, gewiss nicht alle, geschafft, sozusagen instinktiv aus der unmittelbaren Erfahrung mit einer unbarmherzig gefährlichen und rohen Welt, in der es an allem mangelte, das jeweils Nächstliegende zu tun, ohne auf ihnen anerzogene Muster von Männlichkeitsverhalten, also ohne die Erleichterung gesellschaftlich fraglos anerkannter Rechte und Zugeständnisse (wie sie aurahaft der Mannesrolle zugestanden waren) zugreifen zu können. Aber brauchten sie diesen Bonus überhaupt? Wir haben erlebt, dass sie die ihnen aufgebürdete doppelte Last geschafft haben. Und es hat sie nicht entweiblicht. Es hat sie nicht entmuttert. Das hat die Väter, wenn sie nach Jahren zurückkehrten, nicht verzichtbar gemacht, wohl aber nach oft anfänglicher Irritation dahingehend förmlich gefördert, dass sie ihrerseits sich nicht mehr in die rigiden und durchaus bedrückend klischeehaften Mannesmuster rückeinleben mußten.

Wir wollen uns hier aber nicht darauf, sondern auf die Mütter besinnen, wie sie nämlich sehr wohl die affektiv fraulichen und gleichwohl unsere Entwicklung bestimmenden Elternfiguren geblieben sind. Das war zu unserem Vorteil. Dass es ein wenig wahrgenommener, nahezu gesellschaftsrevolutionärer Strukturwandel im Familienverband zur Folge hatte, sei hier als ebenfalls bedeutendes Ergebnis genannt, aber nicht weiter diskutiert.

Uns als Kinder hat es gut getan, nicht in der vorherigen (preußisch rigiden) Form bifokal erzogen worden zu sein. Wir sind von den geschlechtsspezifischen Schablonen verschont geblieben. Ich hatte in meiner Mutter einen ungeteilten Menschen, dem ich mich weder angleichen noch zu ihm polarisieren mußte. Es hat sich mir in meinem nun bald biblischen Lebensalter die Überzeugung bekräftigt und immer wieder bestätigt, daß ich meiner über 81 Jahre alt

gewordenen Mutter, der nach meiner Heirat wieder mit ziemlich gleichen Vorzügen ausgestatteten Schwiegermutter (die 94 geworden ist und drei Kinder erziehende und versorgende Kriegervitwe war) eine ebensolche Mutter nachgewachsen war, durchaus verdanke, dass ich, so erlebe und erfahre ich mich, kein durch seine Sexualrolle bestimmtes Menschenfragment geworden bin.

Die frühe Zeit meines Säuglings- und Kleinstkindesdaseins erinnere ich nicht. Ich hörte, dass meine Mutter sich sehr liebevoll um mich kümmerte, Schlaflieder sang, mich an sich drückte. Aber das finde ich nicht mehr im Gedächtnis. Sicher hat sich wie kein anderes das Muttergesicht eingepägt. Bald nachdem ich laufen und sprechen konnte, war bei den notwendigen häufigen Gängen zum Zahnarzt der mütterliche Trost und Beistand ein Balsam. Gegen diesen Zahnarzt, der mit seiner Familie im selben Haus über uns wohnte, empfand ich Groll und Angst. Nicht gegen seine ausgesprochen mütterliche Ehefrau, die mich mit ihren beiden dressierten Eichhörnchen in der Wohnung spielen ließ. Dieser Zahnarzt hatte sich erboten, bei uns den Nikolaus zu spielen, ich war damals vier Jahre alt, und diesen Sankt Nikolaus gab er sehr wirklichkeits-echt. Er hatte sich einfallen lassen (warum, ist mir bis heute rätselhaft), mich in tiefer Bassstimme abzukanzeln wegen kindlicher Ungehörigkeiten; wenn ich mich nicht besserte, was ich auf der Stelle geloben sollte, werde er meine Mutter in den Sack stecken und mitnehmen. Darauf weinte und jammerte ich bitterlich und versprach, nur immer noch brav und gehorsam zu sein (obwohl ich nicht wusste, wie das gehen konnte). Dann ließ er ab. Erst ein Jahr später erfuhr ich, dass der Zahndoktor einmal mehr der war, der mich gequält hatte. Meine Mutter war im Grunde stets gut und ich vertraute ihr grenzenlos. So weit ich zurück denken kann, war die Wohnung über den ganzen Tag mit ihrem Singen erfüllt. Außerdem spielte sie Klavier und sang dazu, wenn nicht der Papa sie auf der Geige begleitete. Es war das gesamte deutsche Volksliedgut mit dem weit bevorzugten „Ännchen von Tharau“.

Wer von ihren vielen Cousins und den Freundinnen zu Besuch kam, sang mit der Mutter zwei- und dreistimmig. Besonders reizvoll fand ich das vielfach schier endlos erscheinende Kanonsingen. Selten war ich, zumindest bei Proben, dabei, wenn in der Kirche Passionsmusiken und Oratorien aufgeführt wurden. Wie von einem Schloss war ich in früher Lebenszeit von Musik umgeben. Es entsprach auch vollends der Bodenständigkeit und dem ausgeprägten Realitäts-sinn meiner Mutter, dass, von wenigen Schubert, Schumann- und Carl Loewe-Liedern abgesehen,

dieser Garten des Volkslieds um mich wuchs.

Als später mit Kriegsende unser Vater vier Jahre abwesend war und der beschriebene Rollenwechsel meiner Mutter stattfand, blieb uns die musikalische Kultur erhalten. Das Piano wurde seltener traktiert, musste

ohnehin anderswo untergestellt werden, weil wir ausgebombt waren. Ich habe das, was wir damals gar nicht wussten, verhältnismäßig wertvolle Grotrian-Steinweg-Instrument, auf dem vor meiner Mutter, ihr „Lehrer-Onkel“, dann ihr Bruder (der mit 99 Jahren noch lebt), dann ich und zuletzt zwei meiner Töchter gespielt haben, als gepflegtes Familienstück in meinem Wohnraum stehen. Gerade die Musik, die sich bei mir später auf Konzertbesuche und bis heute auf das Hören praktisch der gesamten Klassik ausweitete, hat mein Bewusstsein entscheidend beeinflusst. Sie füllt und umgibt den grenzenlosen Raum der

Heimat, die sich mir nicht geographisch erschließt. Sie ist auf der metaphorischen Ebene innere Tiefe und Heimat geworden.

Das hat wesentlich mit dem unverfälschten Sinn fürs Praktische und dem umstandslos zupackenden meiner Mutter zu tun, das sie in den Nachkriegsjahren so bewundert wie mustergültig vorgelebt hat. Für sie gab es, auch als man fast alles wieder kaufen konnte, keinen Schmuck und keine Schminke. Die ganze Zeit über hat sie, soweit irgend möglich selbst genäht, was wir Kinder

und sie selbst anzogen. Es wurde nur aus triftigem Grund verreis. Man verließ nicht ohne Not die geliebten uralten Bäume, auch nicht den selbstgepflanzten Garten, auch nicht, als alle Welt im Zeitalter des Wirtschaftswunders nach Italien reiste. Konnte man

doch in Betrachtungen und im Umgang mit den endlos vielen Dingen der Natur da, wo man lebte, nie im Leben an ein Ende kommen. „Willst du immer weiter schweifen, Sie das Gute liegt so nah.“(Goethe, Erinnerung 1789)

Im Hause gab es, wie bei Gymnasiallehrern üblich, eine Bücherei mit allem, was gebildet machen konnte. Nicht zu vergessen, dass meiner um zwei Jahre älteren Schwester und mir durchaus abwechselnd der Vater (Tiergeschichten, Fabeln) wie auch die Mutter (Märchen, Weihnachtsgeschichten) vorlas. Für sich hatte sie zu



Nah und fern Aquarell von Ingrun Spazier

ihrem Singen hinzu eine sehr beachtliche Anzahl von Gedichten und (z. T. sehr langen) Balladen immer wieder aufgesagt. Das hat auch bei uns Kindern die Seelenheimat stets weiter ausgestaltet und erweitert. Wir lernten das als das erlebbare Konkrete dessen kennen, was Bildung hieß. Sollte in fernen Ländern, wo schon nur die Unkenntnis der anderen Sprache einen aussperrte und zum hilflosen Agnostiker machte, was ja gern gesagt wird, Erholung sein und dazu verholfen werden, sich selbst zu finden? Früh erwarb ich die Erkenntnis, daß dieser Tourismus bestenfalls Flucht vor sich selbst und vor allem unwiederbringlich vertane Lebenszeit sei. Und wo ich Probleme hätte, nähme ich diese außerdem mit in den Urlaub. So wurde, direkt aus dem kommunikativen Verstehen mit meiner Mutter zu meiner Devise: da, wo du bist, geh in die Tiefe und suche zu begreifen. Überall, wo du bist, gibt's die gleichen unbeantwortbaren Fragen. So bin ich ganz folgerichtig Arzt geworden. Der Mensch und nicht minder der kranke Mensch ist überall. Das ist, zumal nach ihrer anthropologischen Wendung (Heidelberger Schule, der ich angehört habe), bis in die letzten philosophischen Dimensionen hinein bereichern-der als es hundert Kreuzfahrten zu sein vermöchten. Mütterlichkeit ist ganz primär Heimat, Seelenheimat. Sich nicht zieren, nicht schmücken mit fremden Federn. Sich ausdrücken und sprachlich nur gebrauchen, was Bewandnis mit dem eigenen Selbst hat und einen so der Wahrheit annähert.

Mehr als man glaubt, hat es mit der (geglückten) Muttererfahrung zu tun, dass der Sohn innere Räume entdecken und sich erschließen konnte. Was irgend Wege zur niemals erreichbaren Wahrheit waren, in diesen Freiheitsräumen waren sie möglich. Darauf im eigenen geistigen Leben verpflichtet zu sein, nur das konnte Maxime des Handelns und Anspruch werden. Anspruch allererst an sich selbst. Die nährende Mutternähe, die mich zu mir selbst mich entfalten ließ, ersetzt das Reisen in die ferne Welt, wenn dieses nicht ohnehin im Grunde zumeist Selbstflucht ist.

Goethe läßt Otilie in den ‚Wahlverwandtschaften‘ (1809) sagen: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“. Er hat dabei vermutlich Pierre Charron (Kanzelredner, 1501-1603) beliehen: „ La vrai science et le vrai étude de l'homme c'est l'homme“. (aus ‚Traité de la sagesse‘, 1601).

Theologie: Erkennen in Liebe

Zum 125. Geburtstag des großen Glaubenslehrers Karl Barth

Von em.Prof. Dr. theol. Ekkehard Börsch, Neustadt/Weinstrasse



Karl Barth Foto: Wikipedia

Karl Barth, an dessen 125. Geburtstag am 10. Mai hier erinnert werden soll, war ein Rufer in der Wüste (Eberhard Busch). Als der 1886 in Basel Geborene sich erstmals weit über die Schweiz öffentlich zu Wort meldete (1919), tat er das, weil er sich in einer theologischen „Wüste“ sah: einer den lebendigen Gott verschweigenden Einöde, die trotz aller gegenteiliger Behauptung und kunstvollen Ästhetik auch ein menschenfeindlicher Ort war. Der

Kulturprotestantismus des späten 19. Jahrhunderts, den Barth während seines Studiums in Marburg und Berlin in sich aufgenommen hatte, stellte sich ihm als christliche Übertünchung vor allem konservativer Interessen heraus. Den Ernst der Sozialen Frage konnte Mildtätigkeit nicht hinweg retuschieren. Das Christentum hatte sich zum Kulturgut umdeuten lassen und diente fortan dazu, die bürgerlichen Tugenden zu heiligen: Bestenfalls stand es nur noch seiner Moral wegen in Geltung. Der Gott der Bibel war zur abstrakten Idee geworden, zu einer religiösen Chiffre verblasst, brauchbar nur noch zu feierlichen Anlässen und zur Beschwörung erhabener Vorstellungen.

Als junger Mensch war Barth an der Umsetzung dieser Lehre in die Praxis unmittelbar beteiligt, weil eine Zeitlang beschäftigt mit der Redigierung einer der führenden Zeitschriften des theologischen Liberalismus („Die christliche Welt“). Als Schüler Adolf von Harnacks und Wilhelm Herrmanns war ihm das Denken der kirchlich tragenden Schicht des deutschen Bildungsbürgertums und der herrschaftlichen Landadelsfamilien geläufig, ein evangelisches Christentum, das deutschnational gesinnt den Kaiser verehrte, begeistert vom technischen Fortschritt als solchem. Das sozialdarwinistische Motiv des Erwerbssinnes, dem unbegrenztes Wachstum vorschwebte, blieb außerhalb des theologischen und ethischen Fragehorizonts; man kannte nur den individualethischen Ansatz, also den Appell an die innere Gesinnung des einzelnen. „Gesellschaft“ blieb ein fremder Begriff. Das Hauptinteresse galt der „Ordnung“; und das war die Obrigkeit, die man einer göttlichen Stiftung gleichsetzte; um Besitz und Eigentum zu schützen.

Eine neue Sicht

Doch die sich sonntäglich stellende Predigt Aufgabe machte Barth gegenüber einem solchmaßen angepassten Christentum hellhörig, insbesondere einer Theologie gegenüber, die der Romantik verpflichtet lediglich Lehre vom „Glauben“ sein wollte, also es vorzog, mehr das Wie

als das Was zu thematisieren. Je länger je mehr drängte sich ihm die ganz andere Sicht der biblischen Schriften auf. Zwar behielt der subjektive Aspekt seine Geltung, aber Barth gab ihm einen anderen Platz und rückte das Gotteszeugnis der Bibel an die erste Stelle. Nach seinem Verständnis hatte die Theologie nicht eine vom Menschen entworfene Religion zu bedenken, an deren oberster Spitze „Gott“ thronte, sondern die auf den Menschen gerichtete Aktion Gottes, von der die Theologie Namen und Inhalt hat. Es war wie eine neue Entdeckung, dass laut den Evangelien Jesus mit dem Ruf zur Buße begonnen hatte, um die Nähe des „Reiches Gottes“ zu bezeugen. Einer Theologie also, die nichts weiter als Anthropologie sein wollte, sagte Barth daraufhin den kompromisslosen Kampf an.

Auf seiner ersten Pfarrstelle in Safenwil, einer aufstrebenden Industriestadt, wurde er konkret konfrontiert mit dem wachsenden Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit. Ohne zu zögern half er mit bei der Gründung von gewerkschaftlichen Gruppen. Leitmotiv und Impuls kamen vom schweizerischen „religiösen Sozialismus“ Hermann Kutters und Leonhard Ragaz', auch von Christoph Blumhardt (jun.), der sich als erster evangelischer Pfarrer und gleichzeitig Abgeordneter der SPD in den württembergischen Landtag hatte wählen lassen. Später löste sich Barth von diesen Vorbildern, weil sich das „Reich Gottes“ nicht ohne weiteres mit innerweltlichen Programmen identifizieren ließ.

Der andere Gott

Barth blieb Rufer in der Wüste der Kriegseuphorie, mit der die Achsenmächte in den Ersten Weltkrieg zogen, quasireligiös und schicksalsgläubig gegenüber den neuen Göttern der „Nation“, der „Waffe“ oder des „heldenhaften“ Mannes. Barth blieb Rufer in der Wüste erst recht angesichts der Sinnlosigkeit des Mordens, dem ganze Generationen zum Opfer fielen, und mit den Menschen auch Institutionen mitsamt den sie begründenden, traditionellen christlichen Werten. In dieser Zeit eines kulturellen Offenbarungseides rief Barth die Christenheit zu Gott

zurück, nicht zu einer Gottesidee, sondern zu dem strikten Gegenüber allen menschlichen Glaubens. Auch unter dem Eindruck des Protes-tes Friedrich Nietzsches fragte er aufs Neue: Wer oder was begründet und definiert überhaupt den Glaubensgehorsam? Literarisch schrill geformt als Kommentar zum „Römerbrief“ des Apostels Paulus betonte er aufs stärkste den „ganz anderen“ Gott. Der christliche Gottes-Glaube gleiche eher einem „Sturz in den Abgrund“; dieser Glaube sei mit säkularen Werten schlechterdings inkompatibel. Zwischen „Himmel“ und „Erde“ herrsche eine unendliche „Dias-tase“, die von Gott überwunden worden ist. Vor allem bei denen, die der Zusammenbruch 1918 hatte erschüttern können, verschaffte er sich so Gehör und wurde zum Exponenten einer neuen Theologie. Mit seiner Radikalität meinte er jedoch die Freiheit Gottes, ein Motiv, dem er in seinem gesamten Schrifttum treu geblieben ist. Schon früh sah er sich nach Weggenossen um.

Mit Eduard Thurneysen, Pfarrerkollege in der Nachbargemeinde, besprach er die Predigtarbeit. Thurneysen, später Pfarrer am Münster und Professor für praktische Theologie in Basel, begleitete ihn bis zum Lebensende. Mitstreiter suchte er bei anderen, denen auch das Tradi-tions-Christentum in den „Stahlgewittern“ (Ernst Jünger) des Ersten Weltkrieges brüchig geworden war und die eine Theologie der „Entscheidung“ i. S. Sören Kierkegaards vertraten, so z. B. Rudolf Bultmann oder Friedrich Gogarten, ebenfalls dem deutschen Idealismus fremd geworden. Sobald es sich aber heraus stellte, dass der Begriff der „Entscheidung“ formal blieb und Entscheidung als Methode missverstanden werden konnte, beendete er die Mitarbeit an einer diese Theologen vereinigenden Zeitschrift, die den anspruchsvollen Titel „Zwischen den Zeiten“ trug. Barth hatte ein anderes Verständnis des Warum der Entscheidung entwickelt: Seiner Meinung nach musste zuerst von der aller menschlichen Entscheidung vorausgehenden Entscheidung Gottes und seiner niemandem geschuldeten Aktion in dem Christus Jesus die Rede sein.

Erst recht angesichts des heraufziehenden Nationalsozialismus blieb Barth Rufer in der Wüste: Er ließ sich nicht berauschen von nationaler Erhebung, sondern erkannte sehr bald das Neuheidentum des Nationalsozialismus, auch wenn Hitler anfangs sich zu einem „positiven Christentum“ bekannte, was immer das hieß. In scharfem Gegensatz zu manchem seiner deutschen Freunde, die dem Blendwerk des Nationalsozialismus erlagen, sagte Barth sofort Nein; denn er hielt von Anfang an Hitler für einen Kriegstreiber, der auf Revanche aus war. Barth, inzwischen Professor in Bonn, verlor seine Professur, als er den Beamteneid auf die Person Hitlers verweigerte, den er nur mit dem Zusatz „solange es mit seinem christlichen Gewissen vereinbar ist“ leisten wollte. Er kehrte in die Schweiz zurück und fand in seiner Heimatstadt Basel Aufnahme. Ab 1936 bekam er dort einen Lehrstuhl für evangelische systematische Theologie. War es schon damals so: Heute ist es den Jüngeren noch weniger zu vermitteln, inwiefern der Nationalsozialismus auch eine innere und nicht nur äußere Bedrohung insbesondere der protestantischen Kirche war.

Barmen 1934

Die Landeskirchen und ihre Behörden waren auf Bestandswahrung ausgerichtet und hatten dem Nationalsozialismus nichts entgegenzusetzen. Im Gegenteil, sie öffneten der Gestapo die Tore ihrer diakonischen Einrichtungen und nahmen das sogenannte Euthanasieprogramm hin; sie folgten sogar darin dem rassistischen neuen Beamten-gesetz, dass sie ihre jüdisch-christlichen Mitarbeiter entließen. Man kann diese mangelnde Orientierung auf das Erbe aus der Reformation Luthers zurückführen, dem zufolge die protes-tantischen Gemeinden unter dem landesherrlichen Kirchenregiment standen und daher es gewohnt waren, sich auf obrigkeitlichen Schutz zu verlassen. Im protestantischen Bewusstsein war seitdem ein loyales Vertrauen in die jeweilige obrigkeitliche Herrschaft tief verwurzelt, jetzt jedoch wurde es zur Versuchung, auch im nationalsozialistischen Staat eine solche Legitimität zu sehen. Darum formulierte Barth 1934

anlässlich der ersten „Bekennnissynode“ der Deutschen Evangelischen Kirche die „Barmer Erklärung“, die der Ideologie der sogenannten „Deutschen Christen“ den Kampf ansagte und zur Grundlage einer freien kirchlichen Widerstandsgruppe wurde. Als prominenteste Vertreter traten Martin Niemöller, Hans Joachim Iwand, Ernst Wolf u.a. hervor, nicht zuletzt Dietrich Bonhoeffer.

Niemandem ging es um politische Subversivität, vielmehr suchte man einer Verwertung christlichen Glaubens durch den Nationalsozialismus entgegenzutreten, einer Häresie, die imstande gewesen wäre, bis in den Kern evangelischen Glaubens vorzudringen und ihn in eine modern sich gebende Mystik purer ethnozentrischer Macht umzuwandeln. Es ging ums Ganze, unabhängig davon, ob landeskirchliche Strukturen bestehen blieben oder zerstört wurden. Die Popularität des Nationalsozialismus war so groß, dass er alles Christentum von innen her in einen Kult des von Gott gesandten Führers umschmelzen konnte und mit ihm den totalen Krieg rechtfertigte. Es gab keinen Widerstand gegen eine biologistische Rassenlehre, die einen neuen mörderischen Antisemitismus zur Folge hatte, und von den Kanzeln wurde aufgefordert, das eigene Leben für Volk und Reich zu opfern als höchsten Glaubensgehorsam. Aus einem vergrößerten Erbe der politischen Romantik war eine neue Mythologie des „Volkes“, des „Blutes“ und des „Bodens“ hervorgegangen, eine Ideologie der Gefolgschaftstreue, die den Weg zu Einheit und Gemeinschaft verhieß - ein einziger Missbrauch christlicher Weltbejahung und Volkskirchlichkeit.

Die Kirchliche Dogmatik

Trotz anfänglicher Selbstzweifel ob der Größe der Aufgabe nahm Barth den Ruf hinein in eine akademische Laufbahn an, auch wenn damit verbunden war, die ganze christliche Botschaft neu zu durchdenken. Zuerst in Göttingen, später in Münster, dann in Bonn und bis an sein Lebensende in Basel widmete er sich der dogmatischen Grundlegung, die er als Voraussetzung

kirchlicher Predigt und christlicher Gemeinschaft verstanden wissen wollte. Nach einem ersten Anlauf einer „Christlichen Dogmatik“ gab er seinem Werk den Titel „Die Kirchliche Dogmatik“ - ein Hinweis sowohl auf die Verortung wie auf das Ziel seiner Lehre. Aus der Kirchlichen Dogmatik wird Barths Lebenswerk, an dem er in immer weiteren Fortsetzungen bis ins hohe Alter gearbeitet hat. Es blieb unvollendet. Mit stupender Gelehrsamkeit begab er sich in die Auseinandersetzung mit den überlieferten Theologien, von der Alten Kirche bis in die Gegenwart - schon äußerlich unterschieden von modern sich gebenden Theologien, die auf eine Erörterung der Lehrtradition verzichteten. Obwohl „Dogmatik“ genannt, fügte Barth in seinen Text ausführliche alt- und neutestamentliche Exegesen und entwickelte, den einzelnen Abschnitten zugeordnet auch eine konkrete Ethik. Vorträge oder Stellungnahmen aus aktuellem Anlass brachte er in der neuen Schriftenreihe „Theologische Existenz heute“ heraus; die die theologischen Beiträge aus der Bekennenden Kirche versammelte, eine Zeitschrift, deren Titel wiederum ein Programm formulierte, das den Zeitgeist herausforderte. Noch lange nach dem Krieg bezeugte diese Reihe, dass sie ihren Sinn und ihre Notwendigkeit hatte.

Barth war auch darin Rufer in der Wüste, dass er, was die traditionelle Theologie dem Vergessen anheim gegeben hatte, für Kirche und Theologie wiederentdeckte, nämlich die Wurzeln allen Christentums in der Prophetie, der Tora und der Weisheit Israels. Unverzeihlich, dass dies 1934 in der Barmer Erklärung übergangen und dann auch in der Theologie der „Bekennenden Kirche“ keine Rolle gespielt hat (und daher bald von Bonhoeffer gerügt wurde). Nunmehr entfaltete Barth jedoch in seiner Dogmatik das notwendige Zusammen und Gegenüber von „Synagoge“ und „Kirche“. Der Antisemitismus, erst recht sofern er christlichen Ursprunges war, erfuhr hier eine neue Deutung: Christlicher Antisemitismus tue genau das, was er seit alters den Juden vorwirft: Er schlage den Juden Jesus aufs

Neue ans Kreuz. Es hat Jahre nach dem Holocaust gedauert, bis einzelne Landessynoden den Ordnungsruf Barths gehört und in öffentlichen Erklärungen ihr historisches Verhältnis zur biblischen Größe „Israel“ und zum Judentum insgesamt korrigiert haben. Der „Christus“, ein Titel jüdischen Gottesglaubens, habe, so Barth, den Alten Bund geradezu bestätigt (Kirchliche Dogmatik KD IV, I, 34 ff.); um des „Christus“ willen bestehe dieser sogar fort (183). Die Judenfrage sei nichts weniger als die Christusfrage (749)! Nach dem Schweigen der christlichen Theologie zum größten Verbrechen deutscher Geschichte befindet sie sich hier auf der Suche nach einer neuen, vielleicht muss man sagen: ihrer wirklichen Legitimation, jenseits aller konfessionalistischen Selbstbestätigung.

Zwölf Bände

Nicht erst das vom Nationalsozialismus verführte Christentum erforderte eine radikale Wende, sondern das im Banne der Romantik stehende theologische Denken überhaupt. Die ganze bisherige Erkenntnis und Praxis erschienen Barth revisionsbedürftig, inklusive der landeskirchlichen Strukturen. Der Titel „Die Kirchliche Dogmatik“ wurde leider auch Anlass zu viel Missverständnis, als ob damit eine neoscholastische Kirchenlehre gemeint sei. Barth wollte die Gemeinde unterrichten, damit sie ihr aktuelles Zeugnis deutlicher und kritischer wahrnahm. Nicht umsonst wurde diese Dogmatik so umfangreich: Sie umfasste schließlich zwölf Bände mit fast 9.000 Seiten. Dennoch lag ihr ein strenger Aufbau zugrunde: Der erste Schritt war die Lehre vom „Wort Gottes“ (in Auseinandersetzung mit der fundamentalistischen Lehre von der Verbalinspiration und andererseits mit der sich aufklärerisch gebenden historischen Bibelkritik, insbesondere derjenigen, die in die Falle des Historismus geraten war). Ein zweiter Schritt war die Lehre von „Gott“ (nämlich die Lehre von der „Erkenntnis“ Gottes, von der „Wirklichkeit“ Gottes, eine völlige Neufassung der Lehre von Gottes „Gnadenwahl“ und als Grundlegung theologischer Ethik die Lehre von „Gottes Ge-

bot“). Drittens folgte die Lehre von der „Schöpfung“ (die Lehre vom Glauben an Gott den „Schöpfer“, vom Menschen als „Gottes Geschöpf“, von „seiner Bestimmung zu Gottes Bundesgenossen“, von der Einheit von „Seele und Leib“, vom Menschen „in seiner Zeit“, die Lehre von der „Vorsehung“, von „Gott als Vater seines Geschöpfes“ und von dem den Menschen bedrohenden Bösen: „Gott und das Nichtige“). In diesem Zusammenhang schrieb Barth einen ersten Band konkreter Ethik („Ethik als Aufgabe der Lehre von der Schöpfung“, gegliedert unter die Überschriften „Freiheit vor Gott“, „Freiheit in der Gemeinschaft“, „Freiheit zum Leben“, „Freiheit in der Beschränkung“).

Viertens schloss sich daran die Lehre von der „Versöhnung“ (mit der dreifachen Entfaltung: „I. Jesus Christus, der Herr als Knecht“ - hier die protestantische Zentrallehre von der „Rechtfertigung des Sünders“, „II. Jesus Christus, der Knecht als Herr“ - hier die Lehre von der „Heiligung“, „III. Jesus Christus, der wahrhaftige Zeuge“ - hier die Lehre von der „Berufung“ des Menschen, vom „Heiligen Geist und der Sendung der christlichen Gemeinde“, von der christlichen „Hoffnung“). Den Abschluss der Versöhnungslehre sollte ein weiterer Teil konkreter Ethik bilden; Barth konnte jedoch nur noch als Fragment die Lehre von der „Taufe als Begründung des christlichen Lebens“ vorlegen. Schließlich war fünftens die Lehre von der „Eschatologie“ oder der „Erlösung“ vorgesehen, unter dem Titel „Das christliche Leben“. Hier war wiederum an einen Teil konkreter Ethik gedacht.

Alle diese theologischen Abhandlungen konzipierte Barth in strenger Selbstdisziplin vormittags per Hand, mittags schrieb sie Charlotte von Kirschbaum in die Maschine, und am Nachmittag trug sie Barth vor einem großen internationalen Auditorium in einer vierstündigen Vorlesung vor, kurioserweise im selben Gebäude parallel mit einer ebenso großen Vorlesung von Karl Jaspers, so dass man sich entscheiden musste, wohin man geht; eine Doppelwahl war nicht möglich. Eine andere Wiederentdeckung Barths war die

reformatorische Theologie, die nach einer kurzen Renaissance in den zwanziger Jahren und deren schrecklichem Missbrauch durch die Deutschen Christen („Luther der Deutsche“) erneut zu einem rein kirchenhistorischen Gegenstand herabgesunken war. Eine der zentralen Aussagen Luthers lautete, ihn interessiere nicht, ob es einen Gott gibt, sondern ob Gott Gott sei - eben dies wollte Barth wieder zur Sprache bringen. Heute ist diese Aussage unverständlich geworden, wengleich hier der Schlüssel zur Reformation Luthers liegt. Barths Entdeckung hinderte ihn allerdings nicht, auch eine weitgehende Kritik an den Reformatoren zu üben.

Bibel und Zeitung

Neben der stringenten Arbeit an der Kirchlichen Dogmatik ging die theologische und aktuelle Auseinandersetzung mit den zeitgenössischen Entwicklungen weiter. In der Nachkriegszeit war es die kirchliche Meinung, man könne die NS-Zeit gleichsam überspringen und an dem Stand vor 1933 wieder anknüpfen. Barth und die „Bruderschaften“ der Bekennenden Kirche konnten und durften ihre Erfahrungen nicht vergessen, und so kam es bald zu kritischen Stellungnahmen gegenüber der allgemeinen Neigung zu kirchlicher Restauration. War es zur Zeit des Nationalsozialismus die Aufgabe, die kleine Widerstandsgruppe der Bekennenden Kirche durch einzelne Schriften, Aufsätze oder Briefe zu stärken (vgl. „Eine Schweizer Stimme“, Zürich 1945), so war es nach 1945 die Mithilfe beim Wiederaufbau der zerfallenen Fakultäten und kirchlichen Gemeinden. Die kirchlichen Sympathisanten des Nationalsozialismus hinterließen nicht nur organisatorisch, sondern vor allem theologisch eine Wüste, aus der man ohne Eingeständnis der eigenen Schuld nicht herauskam. Es galt, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Die Entwicklung im sowjetischen Einflussbereich nach 1945 erforderte eine andere Begleitung als die im Westen. Für Barth gehörte das christliche Zeugnis in die Zeit hinein, konkret und grundsätzlich. Er pflegte etwas salopp zu sagen: Nehmt in die eine Hand die Bibel, in die

andere die Zeitung! Es blieb nicht aus, dass man diese Aufmerksamkeit den Weltläuften gegenüber, für die vorbildlich der Name Dietrich Bonhoeffers steht, als „Politisierung der Kirche“ brandmarkte, letztlich wohl deshalb, weil man sich durch die Erklärungen der Bruderschaften (z. B. „Darmstädter Wort“, 1947) in der Entlastung von der NS-Vergangenheit gestört fand.

Und sobald der Kalte Krieg zwischen Ost und West abermals die Versuchung mit sich brachte, die Menschheit mit religiöser Verve in die Guten des Westens (das „christliche Abendland“) und die Bösen (Atheisten) des Ostens einzuteilen, erhob Barth seine warnende Stimme gegen solche Identifikationen. Er kritisierte eine lutherische Staatsfrömmigkeit und die politische Berufung auf christliche Glaubensinhalte im Westen (Verflechtung von Kirche und Staat) genauso wie die willkürlichen und ausschließlich politisch motivierten Verhaftungen kirchlicher Mitarbeiter im Osten. Es wusste sich dabei zusätzlich legitimiert als neutraler Schweizer Bürger. Trotzdem unterstellte man ihm sowohl in seinem Heimatlande wie in Deutschland politische Naivität gegenüber dem Kommunismus und seinem Menschen verachtenden System. In Wirklichkeit ging es ihm um die Konsequenz aus dem Kampf der Bekennenden Kirche: Ihre Mitglieder hatten, als sie die im Krieg verwaisten Gemeinden neu organisierten und geistlich versorgten, nicht nur neue Strukturen innerkirchlichen Lebens praktiziert (bruderrätliche Verfassung), sondern auch trotz strenger Überwachung durch den NS-Staat eine neue geistliche Freiheit erfahren, weil sich ihnen die Aktualität der biblischen Botschaft neu erschlossen hatte. So kam ein offener, kritischer Weltbezug zustande. So wenig wie der theoretische Atheismus des Ostens sich übersehen ließ, so wenig der praktische Atheismus des Westens. In beiden Fällen galt es, einem selbstgenügsamen Abtauchen in die Innerlichkeit zu widerstehen und nach außen lediglich Selbstverteidigung zu betreiben. Im strikten Antikommunismus (vgl. die Gesinnungspolizei des John Forster Dulles in den USA, und die Politik der Berufsverbote in den 1960er Jahren hierzulande)

meldete sich ein menschenfeindlicher Geist, lediglich in anderer Gestalt wie seinerzeit im Antisemitismus. Auch der Rassismus, der östliche wie der westliche, forderte den christlichen Einspruch heraus (vgl. die Bürgerrechtsbewegung in den USA oder das Antirassismusprogramm des Ökumenischen Weltrates der Kirchen). Barth hat immer die mangelnde Aufarbeitung der Erfahrungen aus dem Kirchenkampf beklagt, den Verlust der mühsam gewonnenen Freiheit gegenüber den Ideologien der Westens und des Ostens gleichermaßen.

Ähnlich den ehemaligen Mitgliedern der Bekennenden Kirche erfuhr auch Barth das Verdikt des Nestbeschmutzers. Noch anlässlich seiner Emeritierung musste er sich persönliche Beschämungen durch den Rektor der Universität gefallen lassen, so dass er seinen Abgang als einen „cum infamia“ (mit Schande) bezeichnete. Große Teile des kirchlichen Establishments, auch in der Schweiz, nahmen an seinen Stellungnahmen Anstoß, und bald nach seinem Tode war eine mit individuellen psychologischen Fragen beschäftigte Pfarrerschaft schnell bereit, Barths Theologie mit allerlei negativen Etiketten zu versehen, obwohl man hätte erkennen können, was der Konkretisierung des Evangeliums bis in die Bereiche der Arbeitswelt, der Wirtschaftsmoral, der Medizin, der Bildungspolitik, der Strafverfolgung usw. wirklich zugrunde lag. Heute stehen wir angesichts der weltweiten Migration wieder vor Identifikationen der christlichen Botschaft, dieses Mal vor derjenigen mit der „Kultur des Westens“, die von vornherein die Unvereinbarkeit „jüdisch-christlicher Grundwerte“ mit dem Fremden behauptet (vgl. Huntington, *The Clash of Civilisations*). Pauschalurteile dieser Art machen jedoch die Theologie zu einer willfährigen Ideologie (ohne Erkennen in der Liebe Gottes), gegen die sich Barth so sehr gewehrt hatte.

Verständnis bei Katholiken

Nicht zu vergessen, dass Barths Dogmatik zu seiner eigenen Überraschung nicht wenige Leser unter katholischen Theologen fand. Beispiels-

weise wurde Walter Küng mit einer Arbeit über Barths Theologie promoviert. Urs von Balthasar, Jesuit wie Küng und Studentenfarrer in Basel, war ein weiterer prominenter Begleiter aller Bände der Kirchlichen Dogmatik, auch als einfühlsamer Kritiker ein immer präsenter Gesprächspartner. Barth konnte gelegentlich äußern, dass er von diesen katholischen Theologen sich besser und tiefer verstanden fühlte als von seinen protestantischen Kollegen. In Seminaren zur römischen Messe und Konzilstheologie war es sein Seminarstil, uns Studierende zu zwingen, die Texte sehr genau zu lesen. Ein schnelles Urteil war nicht in seinem Sinne. Aller Konfessionalismus war ihm zuwider, nicht zuletzt der zwischen Lutheranern und Reformierten, weil seiner Auffassung nach eine historische Gestalt des Bekenntnisses niemals etwas Absolutes darstellen konnte und weil ein kirchliches Bekenntnis, wenn überhaupt, dann nur aus dem aktuellen Anlass einer unausweichlichen Stellungnahme (*status confessionis*) hervorging. Nach der Entlastung von den akademischen Lehrverpflichtungen pflegte er in den letzten Jahren einen intensiven persönlichen Kontakt zu katholischen Theologen (z. B. Kardinal Bea) und unternahm sogar Reisen nach Rom.

Wer den Weg der Barthschen Theologie überschauen will, muss wissen, dass Barth in den letzten Bänden seiner Kirchlichen Dogmatik mehr Gottes Menschlichkeit betonte: Eine gewisse Korrektur, wenngleich er mit seiner Christologie sie von Anfang an gemeint hatte. „Was sich uns vor nun rund vierzig Jahren stürmisch aufzudrängen begann, war ja weniger die Menschlichkeit als die Göttlichkeit Gottes. Unverkennbar, dass uns die Menschlichkeit Gottes damals aus der Mitte an den Rand rückte. Die Wendung von damals hatte ausgesprochen kritisch-polemischen Charakter. Es geht aber um Gottes Zusammensein mit dem Menschen. Seine Divinität hat als solche auch den Charakter von Humanität“ (1956). Dieser Zusammenhang kommt besonders deutlich zum Ausdruck in seiner Versöhnungslehre; denn dies ist der Tenor seiner Gotteslehre immer gewesen: „Der gnä-

dige Gott ist das Geheimnis dieses Gottes“ (KD III, 3, 154). Man hat sein Bemühen, den „Christus“ als Zeichen der Verbindung Gottes mit dem Menschen ins Zentrum zu stellen, oft missdeutet und als „Christomonismus“ abschätzig kritisiert; doch trifft diese Zuspitzung nicht den Sachverhalt. Die ganze Person Jesu Christi gilt es zu bezeugen, und nicht nur den historischen Jesus („Jesulogie“), der eine rein historische Betrachtung bestenfalls zum Stifter eines mildtätigen Humanismus erklären könnte.

Mozarts Wahrheit

Schließlich kann man Barths nicht gedenken, ohne sein Bekenntnis zu Mozarts Musik zu erwähnen. Man könnte an eine Gedenkveranstaltung zu Mozarts 200-jährigem Geburtstag im großen Musiksaal des Casinos in Basel 1956 erinnern, auf der Barth die Festansprache hielt, umrahmt von den Sätzen aus der Serenade in c-Moll KV 388. Die bestellten Musiker eröffneten die Veranstaltung routiniert und professionell. Doch nach der Gedenkrede spielten sie die zweite Hälfte der Serenade anders, zwar ebenso ernsthaft und souverän, aber jetzt mit Esprit, geradezu versunken in Mozarts Kunst, mit einer Spielfreude, die auch das Publikum verzauberte. War es der Menschlichkeit atmende Geist, den die Kunst Mozarts ausmachte? Waren es die Weite oder geistige Kosmos dieser Musik? Barth hatte es verstanden, hauptamtlichen Musikern und einer großen Zuhörerschaft die Kunst Mozarts nahe zu bringen; es war ein erstaunliches Erlebnis.

Für Barth gehörte der Geist der Musik Mozarts in seine Dogmatik. Im Zusammenhang der Lehre von der Schöpfung kam er auf Mozart zu sprechen, wohl sich dessen bewusst, dass Mozart „kein Kirchenvater und dem Anschein nach nicht einmal ein besonders beflissener Christ - und überdies auch noch katholisch! - gewesen ist“ (KD III, 3, 337 f.). Was viele für eine Marotte, bestenfalls für eine subjektive Vorliebe hielten, wollte ganz anders verstanden werden, nämlich als der Grundton, der die Barthsche Theologie durchzieht, das Lob Gottes und seiner Menschlichkeit. Gerade diese Verbindung war es, die

Barth veranlasste, bevor er an die Niederschrift seiner Dogmatik ging, Mozart zu hören. Es kam ihm hier eine Wahrheit entgegen, wie er sie auch mit seiner Theologie hatte ausdrücken wollen, eine Sprache anderer Art, aber eine Sprache, der er sich selber verpflichtet wusste. „Mozart macht hörbar, dass die Schöpfung in ihrer Totalität ihren Meister lobt und also vollkommen ist“. Hier sei „für den, der Ohren hat zu hören, Ordnung geschaffen: besser als irgendeine wissenschaftliche Deduktion das tun könnte“ (ib. 339). Und das war zugleich eine goldene Brücke zu dem oft genannten Widerpart Rudolf Bultmann, der, wenn er in Basel seinen alttestamentlichen Kollegen besuchte, mit Barth gerne auf ein Bier zusammentraf.

Urbild und Vorbild Jesus

Die Rezeption der Barthschen Theologie zeigt, dass auch nach seinem Verstummen Barth ein Rufer in der Wüste blieb; denn der Trend protestantischer Theologie ging und geht wieder zurück zu Schleiermacher und zum romantischen Ansatz einer existentialistischen Theologie, die ihr Zentrum in der Anthropologie hat und also vor allem dem Subjekt des Glaubens ihre Aufmerksamkeit schenkt. Die Deutung der biblischen Schriften aus ihrem historischen, das heißt zeitbedingten, Rahmen (historico modo) wurde zur beherrschenden Methode. Etwas, was schon Luther geradezu als eine Sperrung des Zuges zur Bibel überhaupt bezeichnet hatte, heute wird es zum Main Stream von Exegese und Systematik, obwohl es sich längst herumgesprochen hat, dass der Existentialismus nur einen einzigen Aspekt der Theologie bearbeitet, und der Historismus ein eindimensionaler Weg in eine Sackgasse ist. Der alte Ansatz der „Leben-Jesu-Forschung“, seit Albert Schweitzers großer Untersuchung eigentlich längst abgeschrieben, wurde wieder ausgegraben: Jesus, der Mensch, Urbild und Vorbild (das exemplum), nicht der Erlöser. Die Uneinheitlichkeit der biblischen Texte, ja deren Widersprüchlichkeit und historische Gebundenheit (einschließlich ihrer Mythen), wurden für die Forschung interessanter als der rote Faden, der die vielen Zeugnisse und vor

allem Altes und Neues Testament mit einander verbindet. Auch wurde das apologetische Interesse, der sogenannten Moderne den christlichen Glauben zu vermitteln, so beherrschend, dass wieder die Wie-Frage vor der Was-Frage rangiert. Die Barthsche bewusste Vorrangstellung der Gemeinde vor dem Individuum (KD IV, 1 bis IV, 3) wurde schlichtweg ignoriert.

Auch Barths Anliegen, aus der verheerenden Isolierung des einzelnen Christen und seines Gottesverständnisses die Konsequenzen zu ziehen und die Entfremdung des protestantischen Ichs von seiner Kirche zu überwinden, fiel einer Verdrängung zugunsten des romantischen Individualismus unter Zuhilfenahme der (Religions-)Psychologie, zum Opfer. Barth hat immer betont, wenn es „Barthianer“ gäbe, so gehöre er nicht zu denen: eine etwas hintergründige Bemerkung; doch die Etikettierung blieb auch seinen Schülern gegenüber eine beliebte Art und Weise, das Vorurteil an die Stelle einer seriösen Auseinandersetzung zu setzen. Denn dies ist eine Methode der Abwehr, die es schwer macht, die Barthsche Theologie weiter zu denken, wie das z. B. Helmut Gollwitzer, Eberhard Jüngel, Kornelis Heiko Miskotte oder in neuerer Zeit Friedrich-Wilhelm Marquardt, Eberhard Busch, Bertold Klappert, Gerhard Sauter getan haben. Letztlich gilt jedoch etwas anderes, was darin anklingt, dass Barth auf die gelegentliche Frage an Martin Niemöller, wieso es komme, dass er bei so wenigem Studium der Dogmatik immer das theologisch richtige Urteil treffe, spontan zur Antwort bekam, wieso es komme, dass er, Barth, bei so viel Studium der Dogmatik immer das theologisch richtige Urteil fälle- offenbar ist eine dritte Größe das Entscheidende.

Zur Vertiefung empfohlen:

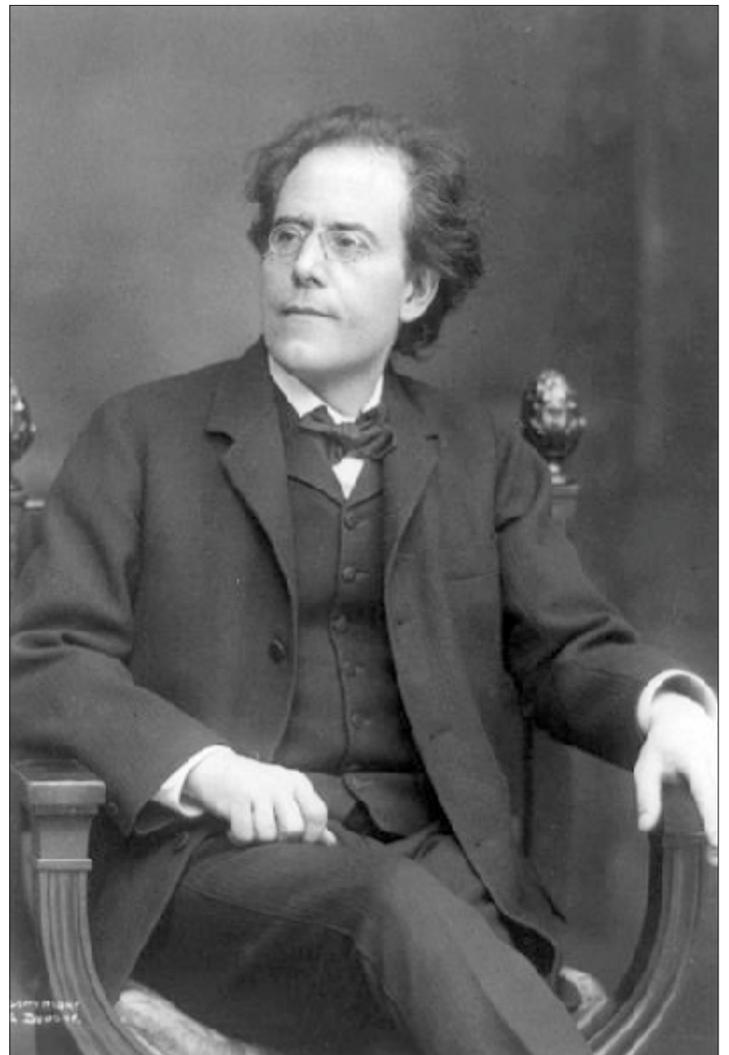
Karl Barth, Einführung in die evangelische Theologie, Zürich, 3. Aufl. 1985

Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf, Zürich, 2. Aufl. 2005

Eberhard Busch, Die große Leidenschaft, Einführung in die Theologie Karl Barths, Gütersloh, 1998

Sonne des Lenzes vergoldet die Trauer

Gustav Mahler sublimierte seine Schicksalsschläge Zum 100. Todestag des Komponisten



Gustav Mahler

Der letzte große deutsch-österreichische Sinfoniker Gustav Mahler (1860-1911) wurde nur 51 Jahre alt. Insofern feiern wir innerhalb Jahresabstands derzeit seinen 150. Geburtstag und nun am 18. Mai 2011 seinen 100. Todestag. Mahlers Leben und Schaffen haben wir im

ESW-Informationsbrief 3-2010, S. 31 ff., gewürdigt. Um seine kulturgeschichtliche Einordnung nicht zu wiederholen, wollen wir der Leserschaft nun folgend vorschlagen, an Mahlers sublimierender Verarbeitung seiner beiden großen Schicksalsschläge teilzunehmen, die ihn im Jahre 1907 vier Jahre vor seinem Tod heimsuchten. Ein Schlaglicht auf diese schwerste Lebenskrise Mahlers 1907, den Tod seiner ältesten Tochter Maria Anna und die Diagnose seiner Herzerkrankung, wirft eine Passage auf Seiten 679 bis 683 von Jens Malte Fischers äußerst gehaltvoller und umfangreicher Mahler-Biografie („Gustav Mahler. Der fremde Vertraute“, München 2010, dtv 34613, aktualisierte Taschenbuchausgabe des 2003 bei Zsolnay-Wien erschienenen Originalwerks). Dem folgenden Auszug nach bewältigte der 47jährige Mahler diese Doppel-Krise im Angesicht von Lebensbilanz und Todesahnung leid-kompensierend mit dem Beginn seiner Kompositionsarbeit am „Lied von der Erde“ auf die Nachdichtung Hans Bethges von licht-schweremütiger, Rausch und Trauer vereinender chinesischer Lyrik. Hier nun mit freundlicher Genehmigung des Deutschen Taschenbuch Verlags München die sensible Einfühlung des Mahler-Biografen Jens Malte Fischer in den Seelenzustand des vor hundert Jahren am 18. Mai 1911 verstorbenen letzten großen Sinfonikers vier Jahre vor seinem Tod um das Jahr 1907.

„Was in Mahler vorgegangen ist, lässt sich nur vermuten. Ein Jahr später allerdings schreibt Mahler an Bruno Walter einen bedeutenden Brief, der uns tief in sein Inneres sehen lässt, so tief wie selten. Dies ist vielleicht der erschütterndste, den er je geschrieben hat, und er erlaubt Rückschlüsse auf die Bewältigung oder auch nur versuchte Bewältigung der Katastrophe. Bruno Walter hat zu diesem Brief angemerkt, dass er Mahler wahrscheinlich die Lektüre eines seiner Lieblingsbücher empfohlen habe, Ernst von Feuchterslebens Diätetik der Seele. Das Buch des Wiener Arztes war 1838 zum ersten Mal erschienen und hatte 1883

bereits die 45. Auflage erreicht. Es war ein Erfolgsbuch der Zeit, von Grillparzer und vielen anderen geschätzt, ein Vorläufer jener Seelen- und Lebensratgeber, mit denen heute eine desorientierte Gesellschaft das Glück im Winkel zu retten versucht. Wie der Körper durch die richtige Diät in seinem Gleichgewicht gehalten werde, so müsse auch die Seele diätetisch klug behandelt werden, dem äußeren Gleichgewicht müsse ein inneres entsprechen, das den Menschen befähige, zwischen innerem und äußerem Leben die richtige Balance herzustellen. Das war vielleicht für den allzeit optimistischen Bruno Walter die richtige Lektüre, für ein seelisch fragiles Genie wie Mahler in seiner größten Krise war das allzu biedermeierlich-harmlose Kost; es war, als ob man eine Lungenentzündung mit Lindenblütentee kurieren wollte. Mahler antwortete also auf einen entsprechenden (nicht erhaltenen) Brief Walters unter anderem folgendermaßen: „Was ist

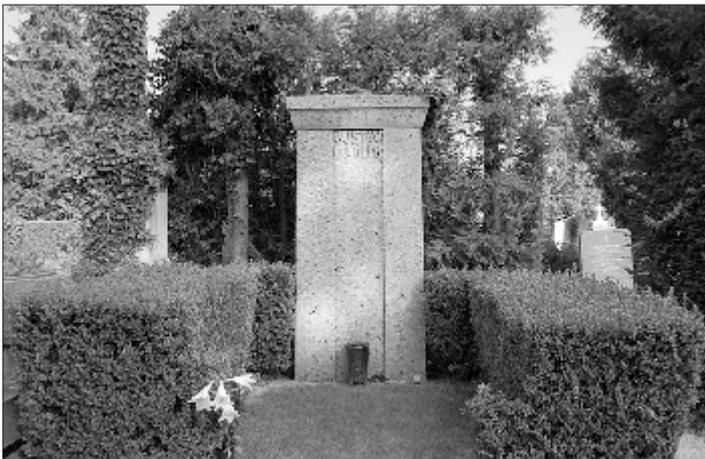
das mit dieser Seele?
Und mit ihrer Krankheit?
Und wo sollte ich diese kurieren? Auf einer Nordlandreise?
Da hätte ich mich doch wieder nur ‚zerstreuen‘ können.
Aber zu mir selbst zu kommen und meiner mir bewusst werden, konnte ich



Mahlers Ehefrau Alma mit ihren beiden Töchtern Anna und Maria (1906)

nur hier in der Einsamkeit. Denn seit jenem panischen Schrecken, dem ich damals verfiel, habe ich nichts anderes gesucht, als wegzusehen und wegzuhören. Sollte ich wieder zu meinem Selbst den Weg finden, so muß ich mich den Schrecknissen der Einsamkeit überliefern.

Aber im Grund genommen spreche ich doch nur in Rätseln, denn was in mir vorging und vorgeht, wissen Sie nicht; keinesfalls ist es aber jene hypochondrische Furcht vor dem Tode, wie Sie vermuten. Daß ich sterben muß, habe ich schon vorher auch gewusst. Aber, ohne dass ich Ihnen hier etwas zu erklären oder zu schildern versuche, wofür es vielleicht überhaupt keine Worte gibt, will ich Ihnen nur sagen, dass ich einfach mit einem Schlag alles an Klarheit und Beruhigung verloren habe, was ich mir je errungen; und dass ich vis-à-vis de rien stand und nun am Ende meines Lebens als Anfänger wieder gehen und stehen lernen muß. Ist das eine geistige Disposition, die man mit Waffen eines Geistesarztes bekämpfen muß, wie Sie meinen? Und was meine Arbeit betrifft, so ist es eben etwas Deprimierendes, da erst wieder umlernen zu müssen. Am Schreibtisch kann ich nicht arbeiten. Ich brauche für meine innere Bewegung die äußere.“



Grabmal Gustav Mahlers auf dem Grinzinger Friedhof

Wegsehen und Weghören

Dann berichtet er über seine Pulsbeschleunigungen und Beängstigungen, die ihm, dem einst rastlos Ausschreitenden jetzt jede ausgreifende Bewegung verleiden, die immer das Movens für seine schöpferische Arbeit war. „Denken Sie einmal, dem Beethoven wären durch einen Unglücksfall seine Beine amputiert worden. Wenn Sie seine Lebensweise kennen, glauben Sie,

dass er zunächst nur einen Quartettsatz hätte entwerfen können? Und das lässt sich nicht mit meinen Umständen vergleichen. Ich gestehe, dies ist so äußerlich es scheint, die größte Kalamität, die mich getroffen hat. Ich muß eben ein neues Leben beginnen bin auch da völliger Anfänger“. Auch hier kein Wort über den Tod der Tochter, sondern äußerlich gesehen nur über die Herzdiagnose mit ihren einschneidenden Folgen der befohlenen starken Einschränkungen der körperlichen Beweglichkeit und dem für Mahler ganz ungesunden Zwang zur Pulskontrolle etc. Rückblickend aber gibt uns die Formulierung „Wegsehen und Weghören“ zu denken, Maßnahmen, mit denen er versucht habe, den Schrecken zu domestizieren. Wie der ganze Brief gibt sie Anlaß zur Vermutung, dass in Mahlers Seelenhaushalt eine tiefe Verschiebung stattgefunden hat. Das Zusammentreffen des Todes Marias mit der zunächst gravierenden Herzdiagnose war für ihn nicht zu bewältigen. „Mit einem Schlage“ heißt, dass er die zwei Hammerschläge, die unmittelbar aufeinander folgten, gewissermaßen durch einen Bindebogen zu einem zusammenziehen musste, um auch nur annähernd damit zurechtzukommen. Es scheint in ihm eine Verschiebung stattgefunden zu haben: Der nicht zu bewältigende Verlust des Kindes, schon gar nicht bewältigbar durch die aufgesetzte Munterkeit unmittelbar nach der Katastrophe (die eben auch ein Wegsehen und Weghören war), wird als Beigepäck zur Herzdiagnose dazugeschultert, der größere Leidrucksack wird zusammengeknüllt und in den kleineren verstaut und verliert so an Gewicht, wird überhaupt einigermaßen tragbar. Anders gesagt: Es findet so etwas wie eine Leidkomprimierung zur besseren Verdauung statt. Wenn Mahler ein Jahr nach der Katastrophe von dem totalen Aus-den-Fugen-Geraten seines Lebens spricht und dabei vordergründig nur die Herzdiagnose meint, dann ist das keine Herzlosigkeit, sondern der Versuch einer aus den Bahnen geratenen Psyche, ihre Bewältigungsmechanismen nicht überzustrapazieren, sie das bewältigen zu lassen, was bewältigbar war.



Gedenktafel am Sterbehause in Wien 9., Mariannengasse 20 (ehem. Sanatorium Loew)

Griff zur „Chinesischen Flöte“

Nicht Ernst von Feuchtersleben konnte Mahler in jenem Annus terribilis, im Sommer 1907, helfen, andere Stärkung musste herangezogen werden: „Ja, gib mir Ruh, ich hab Erquickung not“. Nach Almas erwähntem Zeugnis war es in diesem Sommer, dass er zu Hans Bethges Nachdichtungen chinesischer Lyrik griff: Die chinesische Flöte. Alma behauptet, dass ihm bereits Jahre zuvor ein Freund ihres Vaters (gemeint ist Hofrat Dr. Theobald Pollak) dieses Büchlein geschenkt habe, aber das ist nicht möglich, denn es erschien erst im Herbst 1907. Mahler habe sich Gedichte daraus für eine spätere Vertonung vorgemerkt und jetzt unter der Last der Schicksalsschläge erneut dazu gegriffen. Maßlos traurig seien diese Gedichte gewesen, was so nicht stimmt, denn in Bethges Auswahl wechseln lustige, ja übermütige mit traurigen Gedichten ab (und so auch in Mahlers Auswahl aus der Auswahl, die durch Retuschen und Kombinationen verschiedener Texte gekennzeichnet ist). Sicher ist Mahler von ähnlichen Gefühlen bewegt worden wie Bethge selbst, der in seinem Geleitwort

zur Sammlung schreibt: „Als ich das erste Mal lyrische Gedichte nach dem Chinesischen zu Gesicht bekam, war ich ganz bezaubert. Was für eine holde, lyrische Kunst trat mir da entgegen! Ich fühlte eine bang verschwebende Zartheit lyrischen Klanges, ich blickte in eine von Bildern ganz erfüllte Kunst der Worte, die hinableuchtete in die Schwermut und die Rätsel des Seins, ich fühlte ein feines, lyrisches Erzittern, eine quellende Symbolik, etwas Zartes, Duftiges, Mondscheinhaftes, eine blumenhafte Grazie der Empfindung“. Ob Mahler überhaupt bereits 1907 und nicht erst 1908 den Band von Bethge kennenlernte, ist nicht mit letzter Sicherheit zu eruieren. Alma machte sich rückblickend gerne die Sachen und Ereignisse passend, sie spitzte zu, legte zusammen, wenn es nur die Dramatik des Dargestellten erhöhen konnte. Wenn sie recht hat mit der Behauptung, dass er schon im Sommer 1907 in Schluderbach mit ersten Skizzen zur Komposition des Liedes von der Erde begonnen habe, dann können es aber nicht mehr gewesen sein als solche ersten tastenden Versuche, wie Mahler sie auf seinen Spaziergängen in seinem Notizbuch festhielt. Der Hauptteil der Arbeit wurde erst im nächsten Sommer 1908 geleistet. Wie auch immer: Was Mahler an diesen Gedichten angezogen hat, mag man ebenso gut den nicht vertonten Gedichten der Sammlung entnehmen wie den vertonten. Nicht vertont wurde beispielsweise das traurige Gedicht eines unbekanntes Dichters:

Der Herbstwind reißt die Blätter von den Bäumen,
Sie wirbeln durch die kalte Luft zur Erde,
Ich sehe ihnen ohne Mitleid zu
Mit starren Augen.

Mein Herz ward einsam, da sie kamen. Einsam
Seh ich sie wandern. Trauer füllt mein Herz,
So wie die Täler sich mit Schatten füllen
Beim Nahn des Abends.

Die winterlichen Stürme werden bald
Das Wasser wandeln zu Kristall. Jedoch
Sobald der Lenz kommt, springen alle Bäche
In neuer Wonne!

Sobald der Lenz kommt, will ich auf die Gipfel
der Berge steigen! Sonne, liebe Sonne,
Erbarme dich, laß meines Herzens Trauer
Dann endlich schmelzen.

Die Verse machen verständlich, warum Mahler nicht etwa zu Friedrich Rückert und seinen Kindertotenliedern zurückkehrte, die ihn einst so gefesselt hatten. Zu monomanisch und unbarmherzig hatte Rückert in seinem Schmerz gewühlt, zu rückhaltlos hatte Mahler ihn musikalisch nachgezeichnet und mit kräftigen Farben unterstrichen. Nun musste an die Stelle von Aufschrei und Empörung Zartheit, Schwermut und feines Erzittern treten, um das Erlittene in Musik umzusetzen, und dazu taugten die Bethgeschen Nachdichtungen vorzüglich. So wie im zitierten Gedicht am Ende die Trauer dahinschmelzen wird unter der Sonne des Lenzes, so hat Mahler im abschließenden Abschied des Liedes von der Erde die ohnehin schon quietistisch beruhigende Wirkung des Gedichtes von Wang-Wei verstärkt. Bei Bethge heißen die Schlußverse: „Die Erde ist die gleiche überall, / Und ewig, ewig sind die weißen Wolken...“. Mahler macht daraus emphatisch erweiternd: „Die liebe Erde allüberall blüht auf im Lenz / und grünt aufs neu! / allüberall und ewig blauen licht die Fernen! / Ewig, ewig!“ Das Lied von der Erde ist eines der Gefäße, in das die Bemühung um Klarheit und Beruhigung, der Versuch ihrer Zurückgewinnung flossen.“

Fotos: Wikipedia

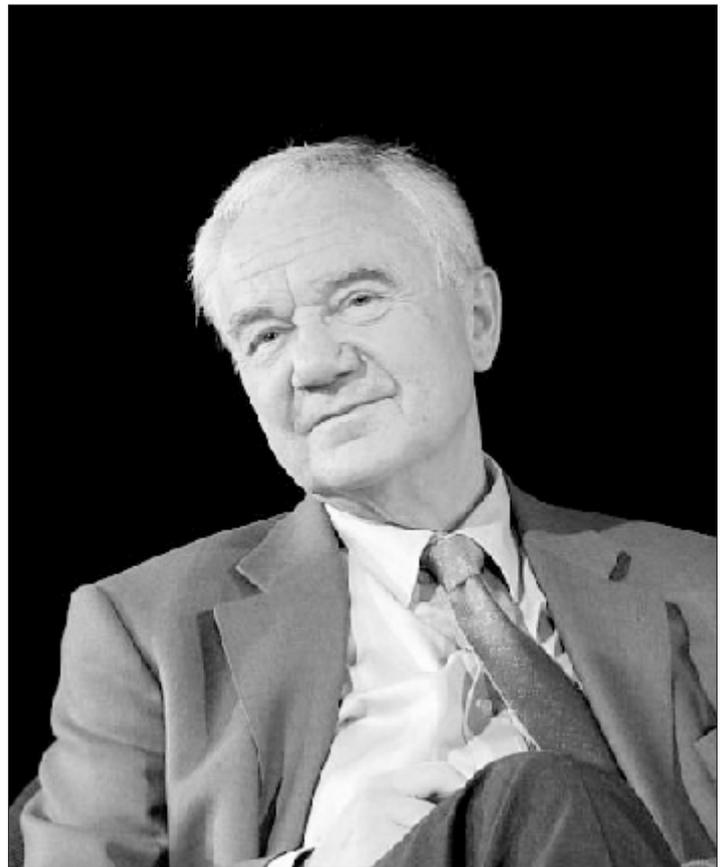
Göttliche
Offenbarung ist das
Aufgehen einer Tür,
die sich nur von
innen, nicht von
außen öffnen lässt.

Karl Barth

In zwei Systemen an der Spitze

Manfred Stolpe wird 75 Jahre alt

von Propst Dr. Karl-Heinrich Lütcke, Berlin



Manfred Stolpe

Nicht wenige Kirchenleute aus dem östlichen Teil Deutschlands sind nach der friedlichen Revolution von 1989 zeitweise oder auf Dauer in der Politik tätig gewesen. Sie brachten aus der synodal verfassten Kirche Erfahrungen mit demokratischen Verfahren mit, und ihnen wurde Vertrauen entgegen gebracht. Der Weg von Manfred Stolpe, der am 16. Mai 75 Jahre alt wird, ist auch in diesem Zusammenhang ein besonderer Werdegang: In der Kirche auf DDR-Gebiet Jurist und Konsistorialpräsident, im neuen Gesamtdeutsch-

land Ministerpräsident und Bundesminister. In zwei Systemen also in Spitzenämtern.

Der Name Manfred Stolpe war mir schon bekannt, als ich in den 1970er Jahren Pfarrer in Württemberg war: Als Sekretär des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR spielte er eine wichtige Rolle in der Kirchenpolitik. In Stettin war er 1936 geboren worden. Nach dem Krieg lebte die Familie in Greifswald. Nach dem Jura-Studium in Jena und einem Referendariat in der Kirche war er, der in Pommern (Stettin und nach 1945 Greifswald) Aufgewachsene, in den Dienst der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg gekommen. Von 1969 bis 1981 übernahm er die Leitung der Geschäftsstelle des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR.

Als ich nach Berlin kam und Abteilungsleiter im West-Berliner Konsistorium wurde, lernte ich ihn auch persönlich kennen. Unsere Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg war damals durch die Mauer und die Grenze geteilt, so dass sich auch getrennte Organe für Westregion und Ostregion gebildet hatten, auch wenn wir uns nach wie vor als eine Kirche betrachteten. 1982 war Manfred Stolpe Präsident des Konsistoriums in der Ostregion geworden.

Präziser Organisator

Ich erlebte ihn zunächst bei kleinen Treffen und Exkursionen, zu denen sich die Leitungskollegerien der beiden Konsistorien in West und Ost trafen. Manfred Stolpe hatte sie immer mit großer Sorgfalt und Präzision organisiert, und es fiel auf, wie er bei unseren Besuchen in Gemeinden Brandenburgs unkompliziert und ohne Amts-Gehabe auf die Menschen zuing, bei denen er offensichtlich großes Vertrauen genoss. Einmal saß ich neben ihm im Bus, der uns zu einem Besuch Richtung Frankfurt/Oder brachte, und ich erinnere mich noch sehr gut an das Gespräch: Wenige Tage zuvor war das Politbüro der SED neu zusammen gesetzt worden. Ich hatte davon schon in der Zeitung gelesen, erfuhr aber durch Stolpe zusätzlich eine Einschätzung der Personen: Den einen

beschrieb er als Hardliner, von dem nicht viel Gutes zu erwarten wäre, den andern als Hoffnungsträger für positive Veränderungen.

Als die friedliche Revolution in der DDR zum Fall der Mauer und bald darauf zur Wiedervereinigung führte, konnten die beiden durch die Mauer getrennten Teile unserer Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg wieder zusammen kommen. Ich gehörte als Propst zu dem kleinen Kreis von Menschen, die die Vereinigung der kirchlichen Verwaltung und der Kirchenleitung vorbereiteten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Manfred Stolpe noch intensiver kennen.

Er begegnete seinen Gästen freundlich und unkompliziert und kam sehr gut vorbereitet in die Sitzungen. Er setzte sich dafür ein, dass „sein“ Ost-Kollegium beim Zusammenwachsen mit dem West-Kollegium nicht an den Rand gedrängt wurde (wie es damals leider bei so vielen Ost-West-Fusionen der Fall gewesen ist). Zugleich lernte ich Stolpes Arbeitsstil kennen. Er war ein Frühaufsteher, der auch abends noch lange in seinem Büro arbeitete, und er ließ Sachen und Probleme nicht lange liegen, sondern bemühte sich um rasche Erledigung. Bekannt war er auch dafür, dass er sich persönlich um die Mitarbeiter im Konsistorium kümmerte und sie regelmäßig in ihren Büros aufsuchte.

Ruf aus der Politik

Aber sehr bald kam der Ruf aus der Politik: Komm herüber (von der Kirche zur Politik), und hilf uns. Schon im November 1989 erreichte ihn die Anfrage, ob er bereit sei, als Minister in der neu zu bildenden Regierung der (Noch-) DDR mitzuwirken. Er beriet sich innerhalb der Kirche und lehnte dann in einem Telefonat mit dem späteren Ministerpräsidenten Lothar de Maizière ab: Denn er wurde in der Kirche noch gebraucht. Aber als dann im Jahre 1990 mit der Wiedervereinigung auch in Brandenburg die Bildung einer Regierung anstand, folgte er dem Werben der SPD. Er wurde am 14. Oktober 1990 in den Brandenburgischen Landtag und danach zum ersten Ministerpräsidenten des wieder neu ge-

gründeten Landes Brandenburg gewählt. In der ersten Legislaturperiode regierte er in einer Ampel-Koalition mit FDP und Grünen.

Belastet waren diese Jahre durch die lange dauernde Diskussion um seine Kontakte zur Staatssicherheit in der DDR-Zeit. Er hatte zwar nie eine Verpflichtungserklärung unterschrieben, aber die Stasi hatte ihn als „IM Sekretär“ geführt. Schon ehe die Akten geöffnet wurden, hatte er von sich aus die Öffentlichkeit informiert und mitgeteilt, dass er im Rahmen seiner vielen Gespräche mit staatlichen Stellen auch mit Mitarbeitern der Staatssicherheit gesprochen hatte. Es folgte eine heftige öffentliche Diskussion, auch in der Kirche. Ein kirchlicher Untersuchungsausschuss kam zu dem Ergebnis, das Ausmaß der Gespräche zu kritisieren, aber keine disziplinarischen Maßnahmen zu erwägen, weil er überzeugt war, dass Manfred Stolpe diese Gespräche „als Vertreter der Kirche geführt“ und „nicht die Seiten gewechselt“ hatte.

Spielraum in DDR erweitert

Schon seit seiner Zeit als Leiter der Geschäftsstelle des Bundes Evangelischer Kirchen der DDR hatte er einen umfassenden Verhandlungsauftrag der Kirchenleitung für Gespräche mit staatlichen Stellen. Ziel dieser Gespräche war oft die Hilfe für Menschen in konkreten Notlagen, aber ebenso die Erhaltung und Erweiterung kirchlicher Handlungsspielräume. Zu den kirchlichen Interessen, über die zu verhandeln war, gehörte beispielsweise die Genehmigung von Baumaßnahmen, die Seelsorge in Krankenhäusern und Strafanstalten und die Ermöglichung von Jugendfreizeiten und anderen kirchlichen Veranstaltungen, weil die Veranstaltungsverordnung der DDR die Kirche auf religiöse Veranstaltungen im engeren Sinn zu beschränken versuchte.

In den humanitären Angelegenheiten ging es um Haftentlassungen, Regelungen für Wehrdienstverweigerer, um Verhinderung von Zwangsadoptionen, um Ausreise in besonders

bedrängten Fällen, um Krankenbehandlung und vieles andere. In der Tat gibt es eine Vielzahl von Menschen, die Manfred Stolpe dankbar sind, weil er ihnen helfen konnte, und auch die Bischöfe, die in jenen Jahren Verantwortung trugen, haben ihm große Verdienste zugesprochen und ihr nach wie vor großes Vertrauen zum Ausdruck gebracht.

Kraft der Hoffnung

In einer Erklärung der Bischöfe Demke, Hempel, Krusche, Leicht und Schönherr vom April 1992 heißt es: „Wir haben Manfred Stolpe...die Verhandlung aller sensiblen und schwierigen Fragen im Verhältnis zwischen Staat und Kirche anvertraut, ohne ihm vorzuschreiben, welche einzelnen Schritte zu unternehmen sind. Dies war Ausdruck unseres Vertrauens, das auch darin seinen Grund hatte, dass Manfred Stolpe nie bereit war, sich mit den tatsächlichen Gegebenheiten in der DDR abzufinden. Er hat immer wieder der Resignation unter uns widersprochen, war stets bereit, zu denken und in Angriff zu nehmen, was unmöglich schien. Das lag nicht nur in seinem persönlichen Naturell, sondern wurde auch eine Frage an die geistliche Kraft unserer Hoffnung.“

Diejenigen, die in der DDR besonders stark den Zersetzungsmaßnahmen durch die Staatssicherheit ausgesetzt waren, haben Stolpes Handeln kritischer gesehen und darauf verwiesen, dass es in der Kirche eine generelle Haltung gab, keinen Kontakt zur Staatssicherheit zu pflegen. Und auch in den Leitungen der evangelischen Kirche ist nach 1992 Kritik geäußert worden, weil er nicht ausdrücklich seiner Kirchenleitung offen gelegt hat, dass zu seinen Kontakten mit staatlichen Stellen auch regelmäßige Kontakte zur Staatssicherheit gehörten. Aber in einer Erklärung der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg vom 22.10.1992, die sich mit den Kontakten der Kirche zum Herrschaftsapparat der DDR befasst, heißt es auch: „Alle jetzt nach Bekanntwerden vieler Einzelheiten geäußerte Kritik an der Verhandlungsführung Manfred Stolpes stellt für uns die Grundüberzeugung nicht in Frage: Manfred Stolpe war ein

Mann der Kirche, nicht des MfS (Ministeriums für Staatssicherheit). Er hat sich bei der Erledigung seines Auftrages ins Zwielficht begeben, vielleicht auch Fehler gemacht. Aber im Rahmen des in diesem System Möglichen hat er für die Kirche, für die Menschen in der DDR und für den Zusammenhalt der Deutschen viel erreicht.“

Beliebter Landesvater

Die Rolle des Landesvaters war Manfred Stolpe auf den Leib geschnitten. Ich habe es selber erlebt, wie er 1998 (ohne vorherige Ankündigung und ohne Presse) bei der großen Oderflut am Sonntagmorgen einen Gottesdienst in einem der von der Flut bedrohten Orte besuchte und anschließend mit den anderen Gottesdienst-Teilnehmern ins Gespräch kam. Er kannte das Land Brandenburg mit seinen verschiedenen Regionen ja schon aus der Zeit als Konsistorialpräsident gut; und er kannte aus dieser Zeit auch sehr viele Menschen. Seine Fähigkeit, ganz unkompliziert auf Menschen zuzugehen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen, machte ihn beliebt.

So war es kein Wunder, dass seine Partei, die SPD, bei der zweiten Landtagswahl im Jahr 1994 die absolute Mehrheit erhielt. Diese absolute Mehrheit verlor er dann 1999. Fortan regierte er zusammen mit der CDU in einer Großen Koalition. Seine Beliebtheit im Lande blieb ihm erhalten, auch wenn seine Regierung mit dem Scheitern einiger Großprojekte Miss-Erfolge erlebte. Im Jahre 2002 übergab er das Amt des Ministerpräsidenten an Matthias Platzeck. Da war er schon 66 Jahre alt und hatte gedacht, dass er sich nun in den verdienten Ruhestand zurückziehen könnte, um sich verschiedenen ehrenamtlichen Projekten zu widmen.

Den neuen Ländern verpflichtet

Aber schnell erreichte ihn wieder ein Ruf: Bundeskanzler Schröder wollte das Amt eines Beauftragten für die neuen Bundesländer aufwerten und es einem Minister übertragen. So bat er Manfred Stolpe, dieses Amt als Minister in Verbindung mit dem Ministerium für Verkehr, Bau-

und Wohnungswesen zu übernehmen. Der pflichtbewusste Preuße Manfred Stolpe begab sich erneut in die Politik und musste sich dabei unter anderem mit den Problemen der Einführung der LKW-Maut herumschlagen. In seine Amtszeit fällt auch die Erarbeitung eines bundesdeutschen Verkehrswegeplans, in dem der Ausbau der Ost-West-Verbindungen in die osteuropäischen Länder geplant war, ganz gewiss ein besonderes Anliegen für den ehemaligen Brandenburger Ministerpräsidenten.

Als Stolpe dann 2005 aus dem Ministeramt ausschied, hatte er bereits eine Krebs-Operation hinter sich. Auch da war es wohl Ausdruck für sein starkes Arbeitsethos und für seine Eigenart, die eigene Person nicht in den Vordergrund zu stellen, dass er von seiner Erkrankung zunächst gar nichts in die Öffentlichkeit dringen ließ. Erst im Jahre 2008, als er erneut operiert werden musste und auch seine Frau, die Ärztin Ingrid Stolpe, an Krebs erkrankte, haben die beiden öffentlich darüber gesprochen und zwei Ratschläge für andere gegeben. Der erste ist nahe liegend: Rechtzeitig zur Vorsorge zu gehen. Der zweite klingt in meinen Ohren typisch für Manfred Stolpe. Er sagt: Man darf sich von solchen Situationen nicht verrückt machen lassen. Ja, so kann man Manfred Stolpe immer wieder erleben: Nicht viel Aufhebens von sich, ruhig, gelassen und zugewandt. Wenn er jetzt seinen 75. Geburtstag feiern kann, ist ihm zu wünschen, dass ihm diese Haltung, die mit seinem christlichen Glauben eng zusammenhängt, weiterhin geschenkt bleibt.

Wer für andere Menschen sorgt, sie im Blick behält, der wird auch selbst nicht vergessen.

Nyree Heckmann

Das Gewissen der Bundesrepublik Schriftsteller Rolf Hochhuth zu seinem 80. Geburtstag von Dr. Martin Hussong, Speyer



Rolf Hochhuth

Der Schriftsteller Rolf Hochhuth wird am 1. April 80 Jahre alt. Der in Eschwege geborene Autor hat mit seinen moralisch radikalen Ansichten politisch und literarisch stark polarisiert. Dr. Martin Hussong, Germanist und Theologe, gibt in der nachfolgenden Würdigung einen Überblick über die Bedeutung Hochhuths, der nach der Mittleren Reife und einer Buchdruckerlehre über Verlagstätigkeiten zur schriftstellerischen Betätigung fand.

Am 20. Februar 1963 wurde in West-Berlin an der Freien Volksbühne das Schauspiel „Der Stellvertreter“ des bis dahin noch unbekanntenen, am 1.4.1931 geborenen Autors Rolf Hochhuth uraufgeführt. Inszeniert hat Erwin Piscator, der Meister des politischen Theaters. „Der Stellvertreter“ machte den Autor mit einem Schlag bekannt, löste allerdings auch den seit 1945 größten Theaterskandal in Deutschland aus, ein Skandal, der bis heute seine Nachwirkungen hat. Auch im Ausland kam es bei Aufführungen zu Tumulten. Eine Aufführung in Rom wurde unterbrochen. Man berief sich auf einen Paragraphen des vatikanischen Gesetzes, der den Schutz von Personen des Vatikans vor ‚Schmäherden‘ garantiert. Als solche wurden die Vorwürfe gegen Papst Pius XII. im Stück empfunden: Er habe sich nämlich geweigert, gegen den Abtransport von Juden durch die Nationalsozialisten in die Vernichtungslager ein klares, unmissverständliches Interdikt auszusprechen. Grund hierfür sei gewesen, dass der Vatikan in Hitler-Deutschland ein Bollwerk gegen den Kommunismus gesehen habe.

Dem Papst hat Hochhuth den SS-Obersturmführer Kurt Gerstein, ebenfalls eine historische Figur, gegenüber gestellt. Im Unterschied zur Haltung des Vatikans habe er versucht, die internationale Öffentlichkeit über die Gräueltaten des Holocaust zu informieren. Zum eigentlichen Stellvertreter einer anderen, der Nachfolge Christi verpflichteten Kirche, wird der idealistische Jesuitenpater Riccardo Fontana. Vergeblich hat er versucht, den Papst zum Handeln zu bewegen, und entschließt sich dann, selbst nach Auschwitz zu gehen. Dort erleidet er den Opfertod, wird ermordet.

Widersprüchliche Papst-Urteile

Von unterschiedlichen Seiten wurde seither versucht, die tatsächliche Rolle des Papstes historisch zu klären. Die Ergebnisse bleiben bis heute, je nach Auftraggeber, widersprüchlich. Im Jahre 1978 erregte eine Aussage des in den Westen übergelaufenen Generals der rumänischen Securitate, Ion Mihai Paceba, große Aufmerksamkeit: Hochhuth habe für sein Stück Material des KGB

verwendet, durch welches das Renommee des Papstes als Anpasser gegenüber dem nationalsozialistischen Regime ramponiert werden sollte. Obwohl sich Hochhuth vehement gegen diesen Vorwurf gewehrt hat, sei die Kritik des Autors am Papst, wird vermutet, unglaubwürdig und moralisch verdächtig geworden. Sie habe so die im Jahre 2007 erfolgte Seligsprechung Pius XII. sogar gestützt.

In einem Interview des Fernsehsenders ‚3Sat‘ in der „Kulturzeit“ am 16. 7.2007¹ berichtet Rolf Hochhuth von einem Schlüsselerlebnis, das er als Vierzehnjähriger gehabt habe: Das Bild General Eisenhowers, des „machtvollsten Soldaten der ganzen Welt“, der „vor den Leichenhügeln“ des Buchenwalder Außenlagers Ohrdruf „weinen musste“, habe sich tief in seine Psyche eingepägt. Damit scheint er das Thema gefunden zu haben, das sein Werk bis heute bestimmt. Ich selbst erinnere mich, dass ich als junger Student aufgrund von Theaterstücken wie „Der Stellvertreter“, Max Frischs „Andorra“ und „Die Ermittlung“² von Peter Weiss eigentlich zum ersten Mal politisch sensibilisiert wurde.

Investigativer Autor

Hochhuth ist bis heute ein politischer Autor geblieben, greift investigativ den politischen „Irrsinn“ und die Verbrechen z. B. des Nationalsozialismus, aber auch Probleme der bundesrepublikanischen Wirklichkeit auf, kämpft vehement gegen Verdrängung. In einem Stück aus dem Jahr 1967, „Soldaten, Nekrolog auf Genf“, enthüllt Hochhuth z. B. die Mitverantwortung Churchills an den Luftangriffen auf deutsche Städte. Das Schicksal des Schweizers Maurice Baccard deckt er 1976 auf in einer Baseler Rede mit dem Titel „Teil 38“. Der Theologiestudent hatte einen Anschlag auf Hitler vorbereitet, war aber in die Hände der Gestapo geraten und endete unter dem Fallbeil.

In den 1970 uraufgeführten „Guerillas“ geht es um einen fiktiven Fall: Der amerikanische Senator Nicholson, ein „Guerilla“, plant einen Staatsstreich, um die Macht der 120 Familien zu bre-

chen, die mehr als 85% des Volksvermögens kontrollieren. Nicholson scheitert. Mit der Komödie „Die Hebamme“ prangert der Autor die Behelfssiedlungen an, in denen die Bundesrepublik bis in die siebziger Jahre eine Million Menschen gettoisiert hat. Die Hauptperson, eine Nonne, trickst in einer hessischen Kleinstadt die Honorationen zugunsten einer Gruppe von Obdachlosen aus. Im Zentrum der Erzählung „Eine Liebe in Deutschland“, erschienen 1978, steht die verbotene Liebe der verheirateten Pauline zu einem polnischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter. Gerüchte unter den Bewohnern des südbadischen Dorfes und auch Unachtsamkeiten Paulines bringen die Deutsche ins KZ. Der Pole aber wird zum Tod durch den Strang verurteilt und hingerichtet.

Das 1980 in Mannheim uraufgeführte Stück „Ärztinnen“ attackiert die Pharmaindustrie und jene Mediziner, die der Karrieresucht und der Experimentierlust ihren hippokratischen Eid opfern. „Wessis in Weimar“ von 1993 zeigt schon im Untertitel, „Szenen aus einem besetzten Land“, worum es dem Autor geht: Anhand der Dokumente von Einzelschicksalen wird demonstriert, wie nach der Wiedervereinigung Ostdeutschland zu einer „Kolonie der Wessis“ geworden sei.

Moralisches Theater

Ein wesentlicher Orientierungspunkt ist für Hochhuth Schillers berühmte Programmschrift „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ aus dem Jahr 1784. In einer Schillerrede 2004 im „Berliner Gorki-Theater“ spricht Hochhuth von seiner „Magna Charta des politischen Theaters“³. Politisches Theater bedeutet für ihn nicht nur, politische Themen auf der Bühne darzustellen, sondern er will politisch etwas bewirken. Und in der Tat ist ja schon der „Stellvertreter“ nicht ohne Wirkung auf das politische Klima der Bundesrepublik geblieben. Sein größter politischer Erfolg aber ist, dass der Ministerpräsident von Baden-Württemberg 1978 in der Folge investigativer Recherchen Hochhuths sein Amt aufgeben musste. Er hat Hans Filbinger in

einem Vorabdruck von „Eine Liebe in Deutschland“ als „furchtbaren Juristen“ bezeichnet, als „Hitlers Marinerichter, der sogar noch in britischer Gefangenschaft nach Kriegsende, von den Engländern als Richter weiterbeschäftigt, einen deutschen Matrosen mit Nazi-Gesetzen verfolgt hat.“⁴ Zunächst hatte Filbinger alles bestritten und Hochhuth verklagt. Weitere Recherchen von Zeitungen und TV haben dann aufgedeckt, dass Filbinger sogar an vier Todesurteilen seit 1943 beteiligt war. Mit der Ausrede, er habe das vergessen, war er nicht mehr glaubwürdig.

Das Thema hat Hochhuth auch 1979 in dem Theaterstück „Juristen“ verarbeitet: Ein Minister besucht seine Tochter, die gerade als Juristin ihren Doktor gemacht hat, in einem alten Haus, wo sie mit ihrem Freund wohnt. Grotesk erscheinen die Maßnahmen, die seine Sicherheitsbeamten treffen. Der Minister wird mit Material konfrontiert, das ihn als „furchtbaren Juristen, der noch kurz vor Kriegsende Todesurteile ausgesprochen hat“. Die Tochter ist entsetzt, entscheidet sich, da der Vater uneinsichtig bleibt und jede Schuld von sich weist, nicht mehr Richter zu werden und das Kind, das sie erwartet, in den Niederlanden abzutreiben. Sie will kein Kind in diese Welt setzen, in der so etwas geschehen kann. Dass hinter diesem Karriere-süchtigen Minister das Bild des Ministerpräsidenten Filbinger steht, wird bis in die Einzelheiten offensichtlich: Baden-Württemberg wehrte sich unter Filbinger vehement gegen die Lockerung von § 218 Strafgesetzbuch und wandte den Radikalenerlass in verschärfter Form an.

Massenwahn statt Persönlichkeit

Ein zentrales Motiv in Hochhuths Werk ist die Rolle des Individuums in einer Massengesellschaft. Der Nationalsozialismus hat das Individuum negiert, Massenwahn hat die persönliche Entscheidungsfähigkeit außer Kraft gesetzt durch Propaganda, Gesetze, umfassende Kontrolle und ein rigides Straf- und Belohnungssystem. In einem der Exkurse von „Eine Liebe in Deutschland“ spricht Hochhuth von dem

„engmaschigen fürchterlichen Polizei-Netz“: „Dieses Netz entschuldigt viel von dem, was die Untertanen unter ihm verübt und sich, und Fremden, gegenseitig zugefügt haben! Kein Bürger, der nicht zum Hund erniedrigt worden war; kein Hund, dem nicht ein Spürhund zur Seite lief.“⁵ Diesem Umfeld fallen Pauline und ihr Liebhaber, der Pole, zum Opfer. Die Täter aber haben noch nach Jahrzehnten keinerlei Schuldbewusstsein.

„Juristen“ ist exemplarisch dafür, wie Hochhuth seine Theaterstücke baut. Im Zentrum steht der dramatische Dialog der Hauptpersonen. Der Ernst des Streits zwischen Vater und Tochter wird aber konterkariert durch die lächerlichen Auftritte der Sicherheitsbeamten. Einer hat sogar Durchfall und muss ständig die Toilette aufsuchen, unterbricht so immer wieder die Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter.

Die handelnden Personen auf der Bühne werden immer wieder von ‚außen‘, vom Autor, kommentiert. Die Bühnenanweisungen enthalten weit mehr als nur Hinweise auf das Bühnenbild, sondern skizzieren die politische Realität, in der die fiktive Geschichte ihren Wahrheitsgehalt bekommen soll. Die Ereignisse werden mit Recherche-Ergebnissen untermauert, die den Handlungsablauf unterbrechen, und ihn als wirklich so geschehen dokumentieren. Dramaturgisch wie ästhetisch ist dieses Verfahren nicht ohne Probleme. Die Dialoge der Figuren sind selbst schon redundant, weitschweifig. Auch die Kommentare verlieren sich mitunter in Nebensächlichkeiten. Dramaturgische Unzulänglichkeiten wurden von Kritikern immer wieder bemängelt.

Emotionale Pauschalisierung

Hochhuths Theaterstücke und Erzählungen waren beim Publikum zwar zunächst angekommen, bei der Kritik jedoch durchgefallen. Es ist vor allem die Art, wie der Autor politische Situationen und die in ihnen agierende Figuren beurteilt, die zur Kritik herausfordert. Das Handeln der Nazigrößen einfach mit dem Etikett „wahnhaft“ abzutun, es auf „Geisteskrankheit“

zurückzuführen, die letztlich das ganze Volk befallen habe, wie in „Eine Liebe in Deutschland“ geschehen⁶, das ist doch etwas eindimensional. Gerade in späteren Texten und Äußerungen gelangt Hochhuth immer mehr zu emotionalen Pauschalurteilen, so wenn er, wie im oben genannten Interview mit 3Sat, die Deutschen als „Generation von Denunzianten“ und „geübteste Verdränger der Geschichte“ bezeichnet. Wenn er jüngere Journalisten und Historiker, die doch endlich die Fragen stellen, die Hochhuth selbst immer wieder angemahnt hat, jetzt als „Spitzel“ bezeichnet, weil sie die NSDAP-Mitgliedschaft wichtiger Kulturträger, z.B. Schriftsteller, aufgedeckt haben, dann widerspricht Hochhuth seinen eigenen Prinzipien.

Gelegentlich vergaloppiert er sich auch auf peinliche Weise. So hat er sich 2005 in einer rechtslastigen Jugendzeitung („Junge Freiheit“) für den britischen Historiker und Holocaust-Leugner David Irving eingesetzt. Später musste er sich entschuldigen, die unsäglichen Äußerungen Irvings zum Holocaust, für die er gerichtlich belangt worden war, seien ihm nicht bekannt gewesen⁷. In letzter Zeit erzeugt auch sein Streit mit dem Berliner Ensemble und seinem Intendanten Claus Peymann Kopfschütteln.

Es bleibt aber das Faktum: Rolf Hochhuth war und ist seit seinem „Stellvertreter“ der unerbittliche Moralist und investigative Autor der neueren deutschen Kulturgeschichte.

¹ www.youtube.com „Hochhuthinterview Kulturzeit“

² Dramatische Bearbeitung des Auschwitzprozesses in Frankfurt ab 1963

³ DIE WELT - online: www.welt.de/print-welt/article314204/Oefter_ma_Tyrannenmord.html

⁴ Todesurteile, die er noch kurz vor Kriegsende in Oslo gefällt hat (Norwegen war bis zum 8. Mai 1945 von Deutschen besetzt) konnten, mit einer Ausnahme, aber nicht mehr vollzogen werden. Es scheint nicht wahrscheinlich, dass Filbinger noch in der Zeit der englischen Besatzung (die englischen Besatzer hatten ihn als Richter bei-

behalten) Todesurteile gefällt hat. Was Filbinger u.a. schließlich das Amt gekostet hat, war seine Aussage: „Was damals Rechtsens war, das kann heute nicht Unrecht sein.“

⁵ Rolf Hochhuth: Eine Liebe in Deutschland, Reinbek bei Hamburg 1978, S. 44

⁶ z.B. „Der Veitstanz der Verrücktheit hat Goebbels wieder erfasst“ - Größenwahn war in Deutschland zur Volksseuche geworden“ aaO S. 94

⁷ www.hagalil.com/archiv/2005/02/hochhuth.htm

An Gerechtigkeit hapert es Nach Bertelsmann-Studie liegt Deutschland bei sozialem Ausgleich hinten

Im internationalen Vergleich hat Deutschland bei der sozialen Gerechtigkeit Nachholbedarf. Nach einer Anfang des Jahres in Gütersloh vorgestellten Studie der Bertelsmann-Stiftung belegt die Bundesrepublik unter 31 OECD-Staaten nur Platz 15. Defizite werden vor allem in den Bereichen Bildung, Arbeitsmarkt und bei der Bekämpfung der Armut festgestellt.

So hat die Einkommensarmut in den letzten 20 Jahren sogar noch zugenommen. Etwa jedes neunte Kind lebt in Deutschland der Bertelsmann-Studie zufolge unterhalb der Armutsgrenze, während in Dänemark nur 2,7 Prozent Kinder derart betroffen seien. Auch dass Kinder aus einem sozial schwachen Umfeld durch Bildung befähigt werden, am gesellschaftlichen Wohlstand teilzuhaben, sei in Deutschland leider unwahrscheinlich als in anderen OECD-Staaten, heißt es in der Untersuchung.

Die weltweite Wirtschaftskrise sei zwar in Deutschland am Arbeitsmarkt deutlich weniger spürbar als in anderen Ländern. Einigen Gruppen werde jedoch der Zugang zum Arbeitsmarkt massiv erschwert, berichtet die Bertelsmann Stiftung. Hinsichtlich der Vermeidung von Langzeitarbeitslosigkeit etwa liegt Deutschland im OECD-Vergleich auf dem vorletzten Platz.

Am meisten soziale Gerechtigkeit herrscht den Angaben aus Gütersloh zufolge in den nordeuropäischen Staaten Island, Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland. Schlusslicht bei den sozialen Ausgleichen ist unter den untersuchten OECD-Ländern die Türkei.

Brandmauer der Gesellschaft Neuer Präsident Johannes Stockmeier zur Funktion der Diakonie



Johannes Stockmeier Foto: Evangelisch.de

Johannes Stockmeier ist neuer Präsident des Diakonischen Werkes DW der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD. Er tritt die Nachfolge von Klaus-Dieter Kottnik an, der Ende September aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt zurückgetreten war. Der 62-jährige Theologe wurde, wie erwartet, Ende letzten Jahres in Kassel von der Diakonischen Konferenz für eine Übergangszeit von drei Jahren gewählt und soll das Diakonische Werk der EKD bis zur Fusion mit dem Evangelischen Entwicklungsdienst 2012/2013 leiten. Stockmeier wurde inzwischen im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes von Präses Nikolaus Schneider in sein Amt eingeführt.

„Mit Johannes Stockmeier verbindet der Diakonische Rat die Hoffnung, dass die Diakonie in

ruhigeres Fahrwasser kommt und sich die Turbulenzen der vergangenen Wochen legen“, erklärte der Vorsitzende des Diakonischen Rates, der württembergische Landesbischof Dr. h.c. Frank Otfried July. Der neue Präsident Stockmeier bringe reichliche Erfahrungen aus seiner Arbeit in der Diakonie der Badischen Landeskirche mit, um anstehende Aufgaben und Prozesse zu bewältigen.

Der neue Diakonie-Präsident sieht in seiner Leitungsverantwortung Verlässlichkeit, Vertrauen und Vielfalt. „Diakonie muss für alle, die ihre Arbeit in Anspruch nehmen, vertrauenswürdig sein. Wo die Vielfältigkeit der Angebote und ihre kreative Weiterentwicklung in die Wahrnehmung von Diakonie einmünden, sind wir auf einem guten Weg“, sagte Stockmeier nach seiner Wahl in Kassel. Eine große Rolle spiele für ihn die anwaltschaftliche Diakonie. Er bezeichnete das Sozialstaatsgebot des Grundgesetzes als die „Brandmauer der Gesellschaft“ und folgerte: „Wer sie, mit welchen Einzelaktionen auch immer, durchlöchert, der gefährdet ihre unbedingt notwendige Schutzfunktion“.

Stockmeier ist seit 1998 Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werkes in Baden. Seit 2001 ist er Mitglied im Diakonischen Rat und seit 2005 Vorsitzender des Finanzausschusses des Diakonischen Rates. Er studierte in Erlangen und Heidelberg Theologie und wurde 1976 zum Pfarrer ordiniert. Nach dem Vikariat war Stockmeier Pfarrer in Wertheim und Konstanz. Er war zehn Jahre Mitglied der badischen Landessynode und vier Jahre Mitglied des Landeskirchenrates in Karlsruhe. Seit vielen Jahren ist er Mitglied im Vorstand der Liga der Freien Wohlfahrtspflege in Baden-Württemberg. Stockmeier ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder.

Die Diakonie stellt die Soziale Arbeit der evangelischen Kirchen dar. Bundesweit sind etwa 440.000 hauptamtliche Mitarbeitende in rund 28.000 ambulanten und stationären Diensten der Diakonie wie Pflegeheimen und Krankenhäusern, Beratungsstellen und Sozialstationen tätig. Der evangelische Wohlfahrtsverband betreut und

unterstützt mehr als eine Million Menschen. Etwa 400.000 freiwillig Engagierte sind bundesweit in der Diakonie aktiv. Der Gesamtverband des Diakonischen Werks der EKD beschäftigt rund 400 Mitarbeitende, etwa 300 in Stuttgart und 100 in Berlin. Die Diakonische Konferenz ist die Delegiertenversammlung und damit das höchste Gremium der Diakonie. Sie wählt den Präsidenten.

Keller folgt Stockmeier

Neuer Chef des Diakonischen Werkes Baden wird Pfarrer und Soziologe Urs Keller (52). Zudem wird Keller, derzeitiger Chef des Diakonienkrankenhauses Freiburg, ein Referat im Evangelischen Oberkirchenrat leiten. Keller wurde vom Landeskirchenrat zum Nachfolger von Johannes Stockmeier, dem neuen DW-Präsidenten in Berlin, gewählt.

Mit rund 25 000 Beschäftigten gehört das Diakonische Werk Baden zu den großen Arbeitgebern in Baden-Württemberg und nimmt mit seinen zahlreichen Einrichtungen in der Wohlfahrtspflege eine zentrale Stellung ein. Dabei gehörten „Kirche und ihre Diakonie untrennbar zusammen“, unterstrich Keller. Dies zeige sich nicht nur in der wichtigen personellen Verbindung, dass der Chef der Badischen Diakonie zugleich Mitglied des Evangelischen Oberkirchenrates ist. Es sei auch eine theologische Notwendigkeit: „Die Liebe Jesu im Menschen wirksam werden zu lassen, ist die gemeinsame Aufgabe von Kirche und ihrer Diakonie“, betonte der künftige Chef der Badischen Diakonie, der von Landesbischof Ulrich Fischer zunächst den Diakoniegremien vorgeschlagen worden war.

Urs Keller ist in Karlsruhe aufgewachsen und wurde nach dem Theologiestudium in Heidelberg und Hamburg nach seinen theologischen Examina Pfarrvikar in Mannheim. Parallel dazu studierte er Soziologie. 1991 übernahm er als Pfarrer die Verantwortung für die drei Kirchengemeinden Furtwangen, Föhrenbach und Güten-

bach. 1998 wurde Keller, der auch Absolvent der Führungsakademie des Landes Baden-Württemberg ist, Chef des Evangelischen Diakonienkrankenhauses Freiburg.

Kein Rückzug zulasten Einzelner

Peter Bartmann übernimmt DW-Zentrum Gesundheit, Rehabilitation und Pflege



Dr. Peter Bartmann

Zum Jahreswechsel 2010/11 hat Dr. Peter Bartmann die Leitung des Zentrums Gesundheit, Rehabilitation und Pflege im Diakonischen Werk DW der EKD übernommen, dem auch das ESW als Fachverband angehört. Der evangelische Theologe und Gesundheitsökonom kennt das Zentrum seit

seinem Aufbau 2004. Er hat dort das Arbeitsfeld Grundsatzfragen der gesundheitlichen Versorgung aufgebaut und für die Diakonie die Gesundheitsreformen der letzten Jahre begleitet. Er folgt auf Klaus-Peter Stenzig, der Anfang 2011 die Ruhephase der Altersteilzeit beginnen wird.

Im Diakonischen Werk der EKD war Bartmann von 1999 bis 2004 zuerst in der Abteilung Theologie tätig und auch ihr stellvertretender Abteilungsleiter. Er ist 1963 in Frankfurt am Main geboren und über die evangelische Jugendarbeit in die Kirche hineingewachsen. Nach dem Studium der Philosophie und Theologie in Heidelberg und Berlin hat er sich wissenschaftlich mit Fragen der Ethik in Medizin und Pflege beschäftigt. In Frankfurt zum Pfarrer ausgebildet, ist er heute ehrenamtlich in einer Kirchengemeinde in Zeh-

lendorf tätig, wo er mit seiner Familie wohnt. Eine wichtige Station auf dem Weg zur heutigen Funktion war 2007 ein einjähriger Gastaufenthalt am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung in der Arbeitsgruppe Public Health. Dort hat er sich intensiv mit dem Umbau des Sozialstaats und seinen Auswirkungen auf Menschen mit niedrigem Einkommen und chronischer Erkrankung und Behinderung beschäftigt.

„Politisch wird es in den nächsten Jahren darum gehen, den Umbau der sozialen Sicherungssysteme mit zu gestalten. Dabei darf die notwendige Individualisierung der Bedarfe nicht zu einem Rückzug des Staates bzw. der Solidargemeinschaft zu Lasten des Einzelnen führen“, schätzt Bartmann die kommenden Herausforderungen an das Zentrum Gesundheit, Rehabilitation und Pflege des DW ein. Im Interesse diakonischer Dienste und Einrichtungen müsse sich der evangelische Wohlfahrtsverband dafür einsetzen, dass frei-gemeinnützige Träger weiterhin eine tragende Rolle im Sozialstaat übernehmen können.

Kritik am Controlling der Diakonie

Neue Details zu Auftragsvergabe an Beratungsfirma

In der Berater-Affäre beim Bundesverband des Diakonischen Werks DW der EKD sind weitere Details bekanntgeworden, wie der Evangelische Pressedienst epd mitteilte. Die Diakonie machte Ende letzten Jahres eine vierseitige Zusammenfassung der Untersuchung der Kölner Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Solidaris öffentlich. Danach haben die Ausgaben für die Leistungen der Stuttgarter Beratungsfirma Dithmar & Partner, der der Referent Walter Merz des früheren DW-Präsidenten Klaus-Dieter Kottnik nahestand, den ursprünglich geplanten Kostenrahmen weit überschritten.

In dem Prüfbericht wird kritisiert, dass eine „ordnungsgemäße Erweiterung des Auftrags“ nicht erkennbar sei. Es habe „kein systematisches Projektcontrolling“ gegeben. Leistungen seien „nicht gemäß den internen Vorgaben“ beauftragt, die Beschaffungsrichtlinie missachtet worden. Die Prüfungsgesellschaft Solidaris nahm alle Aufträge an die Beraterfirma Dithmar & Partner unter die Lupe. Aufträge an andere Unternehmen wurden nicht untersucht.

Wie mitgeteilt, gab SPD Bundestagsabgeordnete Kerstin Griese im November 2010 in Berlin bekannt, dem Diakonischen Werk der EKD ab 1. Januar 2011 nicht mehr als Sozialpolitischer Vorstand zur Verfügung zu stehen, da ihre Doppelrolle als Abgeordnete und Mitglied im Diakonievorstand nicht als wünschenswert gesehen worden sei.

„Freiwis“ für die „Zivis“

Umstrukturierung bei der Wohlfahrt

„Freiwis“: Das Kürzel für den Ersatz der „Zivis“ durch die Dienste Freiwilliger in den sozialen Diensten hat sich noch nicht so recht eingebürgert. Aber vielleicht geht uns in einiger Zeit der „Freiwi“ so leicht über die Lippen wie der „Zivi“. Wobei es natürlich auch die weibliche „Freiwi“ geben kann und wird.

Nach dem Aussetzen der Wehrpflicht zum 1. Juli 2011 leisten aktuell die letzten Zivis bei den Wohlfahrtseinrichtungen und anderen sozialen und ökologischen Stellen ihren Dienst bis Mitte dieses Jahres, längstens bis zum 31. Dezember 2011. Dann hat die Bundeswehr keine Wehrpflichtigen mehr, sondern nur noch Berufssoldaten. Und einen zivilen Ersatzdienst braucht es dann nicht mehr zu geben.

Wer als Wehrpflichtiger den Dienst an der Waffe aus Gewissensgründen ablehnte, hat sich bislang in der Regel für den Zivildienst entschieden. Zivis wurden und werden im sozialen Bereich eingesetzt. Im Moment leisten in Deutschland noch rund 90.000 „Zivis“ ihren inzwischen nur noch sechsmonatigen Dienst. Sie arbeiten in Krankenhäusern, Altenheimen, bei der Schülerbetreuung, in der Natur- und Umweltförderung oder sie übernehmen Fahrdienste.

Rettungsdienste statt Wehrpflicht

Eine Zivi-Stelle wurde am häufigsten als Wehersatzdienst gewählt, daneben gab es über längere währende Dienstpflichten bei Rettungsorganisationen (Feuerwehr, Katastrophenschutz, Technisches Hilfswerk) auch andere Formen, um den Gang zur Bundeswehr zu vermeiden. Ab 2002 war es auch möglich, statt des Pflichtdienstes ein Freiwilliges Soziales oder ein Ökologisches Jahr (FSJ/FÖJ) zu absolvieren. Zudem konnten sich die jungen Männer im Zivil- und Katastrophenschutz verpflichten. Vier Jahre lang engagierten sie sich dann etwa bei der Freiwilligen Feuerwehr, beim Deutschen Roten Kreuz oder dem Technischen Hilfswerk als Äquivalent für die durchgängigen sechs Monate Zivildienst.

Der Bundesfreiwilligendienst BFD wird nun im Juli 2011 als Ersatz für solchen Zivildienst ins Leben gerufen. Eine bundesgesetzliche Regelung ist vorgesehen. Der BFD steht nicht nur Männern, sondern auch Frauen jeden Alters offen. Zunächst ist daran gedacht, laufend etwa 35.000 freiwillig Dienste leistende jüngere und ältere Frauen und Männer zur Verfügung zu haben und gemeinnützigen Trägern zu überstellen. Sie können sich zwischen sechs und 24 Monaten im sozialen Bereich engagieren; es wird von einer zwölfmonatigen Normaldauer ausgegangen. Der Dienst ist auch als Ergänzung zu dem weiter bestehenden Freiwilligen Sozialen oder Ökologischen Jahr FSJ bzw. FÖJ gedacht.

Auch Junge Alte nach dem Beruf
Für junge Erwachsene bis zu 27 Jahren ist nor-

malerweise an einen wöchentlich vollzeitigen Dienst von 40 Stunden gedacht. Teilzeitiger Dienst ist grundsätzlich auch möglich. Freiwillige von über 27 Jahren sollen aber auch wenigstens 20 Stunden in der Woche im Freiwilligen-Dienst sein und nicht weniger; hierbei ist gerade auch an Junge Alte nach ihrer Vollberufs-Zeit gedacht. Der Bundesfreiwilligendienst soll arbeitsmarktneutral wie der Zivildienst sein und nicht zu einer Verdrängung oder zu einem Ersatz regulärer Arbeitskräfte führen. Es sollen lediglich unterstützende Tätigkeiten möglich sein.

Die Einsätze des BFD sollen in den bisher von Zivis abgedeckten Bereichen geleistet werden. Es gibt auch neue Einsatzmöglichkeiten im Sport, in der Integration von Ausländern, in Kultur und Bildung. Die Freiwilligen werden in der gesetzlichen Sozialversicherung geschützt. Sie erhalten in West- und Ostdeutschland ein Taschengeld mit einer einheitlichen Obergrenze. Es wird entsprechend der Regelung beim FSJ nicht gesetzlich vorgegeben, sondern muss mit den Trägern frei ausgehandelt werden. Die Einsatzstellen sind verpflichtet, auf ihre Kosten für Unterkunft, Verpflegung und Arbeitskleidung der Freiwilligen zu sorgen. Sie zahlen für den Bund das Taschengeld aus und führen die Sozialversicherungsbeiträge ab. Da bei jüngeren Freiwilligen möglicherweise der Kindergeldanspruch der Eltern durch den Dienst wegfällt, sollen diese ein erhöhtes Taschengeld erhalten.

Pädagogische Begleitung

Die Freiwilligen werden pädagogisch begleitet. Sie sollen Verantwortungsbewusstsein für das Gemeinwohl entwickeln. Der BFD wird durch Seminare von insgesamt mindestens 25 Tagen begleitet, bezogen auf eine zwölfmonatige Teilnahme am freiwilligen Dienst. An fünf Tagen davon wird ein Seminar zur politischen Bildung in den 17 staatlichen Zivildienstschulen durchgeführt. Wenn die Träger das wünschen, kann das zusammen mit Teilnehmern des FSJ geschehen. Freiwillige, die älter als 27 Jahre sind, müssen lediglich in angemessenem Umfang an den Seminaren teilnehmen. Die Einsatzstellen erhalten

vom Bund eine Förderung, und zwar für jeden Freiwilligen bis zu 550 Euro pro Monat. Für besonders benachteiligte Jugendliche gibt es einmalig 600 Euro zusätzlich. Förderbeginn wird der 1. Juli 2011 sein.



Gibt Tipps zur gesunden Ernährung für Sozial-Benachteiligte: Der Internationale Bund IB setzt Freiwillige ein; auf unserem Bild Hessens Sozialminister Jürgen Banzer (links) und IB-Vorstand Thiemo Fojkar mit IB-Dienstleistenden.

Foto: IB

Neuer Freiwilligendienst

Von diesem Sommer 2011 an sollen es also die „Freiwis“ oder die BFD'ler sein, die dank ihres Bundesfreiwilligendienstes, kurz BFD genannt, in Altenheimen oder in Kinder- und Jugendeinrichtungen, im Sport, im Bildungsbereich und bei der Ausländer-Integration mithelfen oder beispielsweise das Mittagessen nach Hause bringen. Für die Sozialen Dienste bringt dies (wie bisher bei der Verkürzung der Pflichtdienst-Zeiten) die Notwendigkeit mit sich, ihre Arbeit umzuplanen. Das kann Vorteile haben, da nun Helferinnen und Helfer beiderlei Geschlechts zur Verfügung stehen. Hemmungen bei der Hygiene-Hilfe könnten dann beispielsweise geringer werden. Die variabelere Dauer des Freiwilligendienstes erfordert eine intensivere Schulungs- und Personalplanung. Allerdings lohnt sich bei einer Verpflichtung für 24 Monate auch eine intensivere Vorbereitung durch die Träger und Organisationen, die zuletzt über die nur sechsmonatige Dauer für komplexere Aufgaben nicht glücklich gewesen sind. Was geschieht, wenn ein länger

verpflichteter, freiwilliger Helfer dann doch früher ausscheidet, als er ursprünglich wollte, ist noch ungewiss. Hier müssen erst noch Erfahrungswerte von 2012 an gesammelt werden.

Erste Stimmen aus der Praxis

In einem Bericht der „Badischen Neuesten Nachrichten“ Karlsruhe vom 15.1.2011 lesen wir an Stimmen aus der Praxis erste Einschätzungen der neuen Situation. Unter anderem wird Folgendes mitgeteilt: „Damit geht die Entwicklung voran, die schon mit der Verkürzung der Dienstzeiten für Zivis begonnen hat“, sagt Albert Wild, Vorsitzender des Caritasverbandes Bruchsal. „Nachdem Zivis nur noch für sechs Monate bei uns waren, haben wir umgestellt: Geringfügig Beschäftigte und FSJ'ler haben zum Teil deren Aufgaben übernommen.“ Albert Wild erwartet jedoch auch eine Bereicherung in den Einrichtungen, da sich nun auch ältere und lebens-erfahrenere Menschen engagieren können.

Der BFD bedeute für die Einrichtung eine genaue Überprüfung der Aufgaben nach solchen für Professionelle und solchen für Ehrenamtliche, sagt Rüdiger Heger, Geschäftsführer der Diakonie im Landkreis Karlsruhe: „Jede einzelne Freiwilligen-Stelle kommt auf den Prüfstand. Was können die festen Mitarbeiter übernehmen? Was eignet sich als ehrenamtliche Aufgabe?“ Das Ehrenamt sei kein neues Thema, sagt Rüdiger Heger von der Diakonie im Kreis Karlsruhe. „Dafür gibt es heute schon gute Strukturen: Aber das Reservoir der Freiwilligen ist endlich“. Verschiedene Träger wollen den jungen Freiwilligen deshalb durch Weiterbildungs-Angebote berufliche Perspektiven für ihr weiteres Leben eröffnen und werben damit bereits in Abschlussklassen der Schulen. „Erst wenn die Zivis nicht mehr da sind, wird man wirklich sehen, was sie geleistet haben“, sagt Stefan Nagel, Geschäftsführer des ASB-Ortsvereins Rheinstetten-Rastatt (Arbeiter-Samariter-Bund). Den BFD zu etablieren sieht er als Herausforderung an. „Man hatte sich ja schon mehr vom Freiwilligen Sozialen Jahr erhofft“, findet er. Bei den FSJ'lern hatte man die Verbind-

lichkeit durch die Verpflichtung für ein Jahr. „Wird das beim BFD auch so sein?“, fragt sich Nagel. Schließlich habe man beispielsweise beim Schülertransport feste Verträge mit den Kommunen, die erfüllt werden müssten. „Da kommt organisatorischer Aufwand auf uns zu, wenn BFD'ler unterschiedlich lange bleiben oder früher aufhören möchten als ursprünglich verabredet.“

Im Kopf geschieht das Entscheidende Sechster Altenbericht fordert ein neues Bild vom Alter

Das Bundesfamilienministerium hat im Dezember 2010 den „Sechsten Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland“ veröffentlicht. Der Bericht beschäftigt sich mit Altersbildern in der Gesellschaft und ihren Konsequenzen für ältere Menschen. Zentrale Ergebnisse des Sechsten Altenberichts sind: Die vorherrschenden Altersbilder werden der Realität oft nicht gerecht. Nicht selten behindern sie die Entfaltung älterer Menschen. Was benötigt wird, ist eine differenziertere Sicht auf das Alter.

Seit dem Jahr 1992 legt die Bundesregierung einmal pro Legislaturperiode einen Bericht zur Lage der älteren Generation vor. Den aktuellen, nunmehr sechsten Report erarbeitete eine unabhängige Expertenkommission unter Vorsitz von Prof. Dr. Andreas Kruse, Direktor des Instituts für Gerontologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Die Kommission leitete ihren Bericht Mitte 2010 der Regierung zu. Das Bundeskabinett hat das Papier im November 2010 zur Kenntnis genommen und eine Stellungnahme hierzu beschlossen, die unter Federführung des Bundesfamilienministeriums entstanden ist. Ende des Jahres 2010 konnte der Sechste Alten-

bericht veröffentlicht werden.

Die Sachverständigenkommission des Sechsten Altenberichts hält die Beteiligung der Alten selbst an der alternden Gesellschaft für unverzichtbar. Es heißt dazu (Seite 461 f.): „Die Kommission ist der Auffassung, dass eine alternde Gesellschaft nur zukunftsfähig sein kann, wenn sie auch ihre älteren Mitglieder in angemessener Weise aktiv an der Bewältigung der gesellschaftlichen und sozialen Herausforderungen des kollektiven Alterns der Bevölkerung beteiligt, so zum Beispiel im Erwerbsleben, bei der besseren Nutzung ihrer übrigen ökonomischen Potenziale oder durch stärkere Nachfrage und bessere Honorierung ihres zivilgesellschaftlichen Engagements“.

Abschnitt zur Religiosität

Auch die Kirchen und Religionsgemeinschaften ruft der Sechste Altenbericht in seinen abschließenden zehn Empfehlungen auf, die Potenziale des Alters noch stärker zu nutzen. Wobei der Bericht in einem speziellen, der Religiosität gewidmeten Abschnitt (Seiten 409 bis 428, von Gerhard Wegner und Andreas Kruse verfasst) nicht nur Aktivierung und Beteiligung alter Gläubiger empfiehlt, sondern auch zur Versöhnung von deren fragmentierter Existenz unter Gottes Liebe rät. Die Theologie beginne, sich mit dem alten Menschen zu beschäftigen. Und die Kirchen seien in einer differenzierteren Sicht auf das Alter auf einem guten Weg, stellt der neue Altenbericht fest.

Die Schluss-Empfehlungen

Die Empfehlungen am Ende des Sechsten Altenberichts lauten:

1. Den demografischen Wandel als Gestaltungsaufgabe verstehen
2. Eine neue Kultur des Alters entwickeln
3. Lebenslauforientierung stärken und Altern als individuelle und gesellschaftliche Gestaltungsaufgabe begreifen
4. Bildung als Recht und Pflicht für alle Lebensalter anerkennen
5. Negative und positive Diskriminierungen aufgrund des Alters vermeiden

6. Zu einer neuen Sicht des Alters in der Arbeitswelt gelangen
7. Gesundheitspolitik an eine Gesellschaft des langen Lebens anpassen
8. Zu einem erweiterten Verständnis von Pflege finden
9. Selbst- und Mitverantwortung in der Zivilgesellschaft fördern
10. Kulturelle Unterschiede erkennen und gestalten

Alter differenziert betrachten

Vorherrschende Altersbilder beruhen zum großen Teil noch auf der Wahrnehmung früherer Generationen. Sie werden der Realität, so wie sie sich heute präsentiert, oftmals nicht gerecht. Vor allem spiegeln sie nicht die Vielfalt der Lebensformen und gerade auch Stärken heutiger Senioren wider. So kommt die Sachverständigenkommission zu dem Ergebnis, dass die älteren Menschen von heute im Durchschnitt gesünder, besser ausgebildet und vitaler sind als frühere Generationen. Auch sind viele ältere Menschen nicht an einem Rückzug aus der Gesellschaft interessiert, sondern im Gegenteil zu einer Fortsetzung ihres Engagements in Beruf, Wirtschaft und Gesellschaft bereit.

Soziale Aktivitäten

Die sozialen Aktivitäten der älteren Generation werden vom Sechsten Altenbericht in besonderer Weise gewürdigt. Es heißt (Seite 467 f.): „Die im Allgemeinen hohe Bereitschaft zum Engagement wird heute zunehmend auch als Chance für eine Weiterentwicklung der Zivilgesellschaft wahrgenommen. Es wird nicht nur anerkannt, dass viele Vereine und Initiativen ohne das Engagement älterer Menschen nicht bestehen könnten; es werden auch Formen eines neuen Ehrenamts wahrgenommen (und gefördert), in denen ältere Menschen ihre Stärken und Potenziale verantwortungsvoll für andere nutzen. Die jüngere Generation profitiert in vielen Fällen von einem solchen Engagement älterer Menschen. Auch finden sich mehr und mehr Initiativen, die sich bemühen, gesellschaftliche Solidarität durch die Förderung des intergenerationellen Dialogs (z. B.

durch Generationenhäuser oder Begegnungsräume) zu stärken. Auf der Ebene der Kommunal- und Sozialpolitik wird heute versucht, ältere Menschen in stärkerem Maße zu beteiligen. Der demografische Wandel beinhaltet nicht nur spezifische Herausforderungen, sondern auch spezifische Chancen für die Kommunen. Hier ist zu berücksichtigen, dass sich die Bedürfnisse, Interessen und Präferenzen älterer Menschen in aller Regel nicht grundsätzlich von jenen jüngerer Generationen unterscheiden, die Gemeinschaft vielmehr in ihrer Gesamtheit erheblich von sozialer Teilhabe und sozialem Engagement älterer Menschen profitieren kann“.

Arbeitswelt

Ältere Beschäftigte sind nicht weniger, sondern anders leistungsfähig als jüngere. In der Arbeitswelt noch immer präsent, negative Altersbilder stammen aus einer Zeit, in der ältere Beschäftigte möglichst früh aus dem Arbeitsleben ausgegliedert wurden. Inzwischen gibt es aber genügend Erkenntnisse zur Arbeitsfähigkeit und den Potenzialen älterer Beschäftigter. So nehmen etwa Erfahrung, Wissen, sprachliche Kompetenz und Urteilsvermögen mit dem Alter zu. Als geeignete Maßnahme zum Erhalt der Arbeitsfähigkeit werden beispielsweise „altersgemischte Teams“ oder eine altersgerechte Arbeitsorganisation und Arbeitszeitgestaltung genannt. Auch Qualifikationssicherung und -ausbau werden in diesem Zusammenhang vorgeschlagen.

Konsum und Marketing

Hinsichtlich des Konsumverhaltens älterer Menschen stellt die Sachverständigenkommission zwei entgegen gesetzte Auffassungen fest: „Während die erste Darstellung eher von einem defizitären Altersbild ausgeht, das den älteren Konsumenten und Konsumentinnen emotionale und kognitive Fähigkeiten abspricht, ist die zweite Auffassung von einem sehr positiven Altersbild geprägt, das Älteren eine gleich hohe Leistungsfähigkeit beziehungsweise Informationsverarbeitungskapazität wie Jüngeren oder sogar eine besondere Konsumkompetenz aufgrund jahrelan-

ger Erfahrung zuspricht“. Laut Altenbericht hat sich in den vergangenen Jahren mehr und mehr letztere Auffassung durchgesetzt: Es wurde, so heißt es, immer häufiger die Meinung vertreten, dass Ältere eine „konsumfreudige, kompetente und kaufkraftstarke Zielgruppe“ seien.

Als Schlüssel für den altersgerechten Konsum machen die Forscher den Faktor „Selbstbewusstsein“ aus: „Selbstvertrauen führt nicht nur zu Gegenwehr, sondern auch dazu, dass Konsumenten und Konsumentinnen (unabhängig vom Alter) neue Produkte, auch technisch komplexe Angebote, ausprobieren und durch aktives Nachfragen ihr Informationsbedürfnis stillen“.

Medien

Eine besondere Rolle bei der Ausprägung von Altersbildern kommt den Medien zu. Der Sechste Altenbericht stellt unter Berufung auf inhaltsanalytische Studien fest, „dass die Dominanz eines negativen Altenbildes in den Medien, wie es noch in den 1990er Jahren attestiert wurde, Modifikationen erfahren hat“. Es nehme die Tendenz zu, das Alter positiv, fast schon übermäßig positiv darzustellen und es für Anti-Aging- und Verjüngungsstrategien der Werbewirtschaft zu instrumentalisieren. „Zugleich“, heißt es weiter, „wird durch die meisten Studien der frühe Befund bestätigt, dass ältere Menschen nicht differenziert und der Heterogenität realer Altersformen entsprechend, sondern in stereotyper und schematischer Weise dargestellt werden“. Zudem zeigten sich deutliche quantitative und qualitative Unterschiede zwischen der Darstellung älterer Männer und der Darstellung älterer Frauen.

Pflege und Gesundheit

Differenzierte Altersbilder sind besonders in der gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung, der Rehabilitation wie der Palliativversorgung wichtig. Prävention und Gesundheitsförderung im Alter sollten nach Auffassung der Kommission gestärkt werden mit dem Ziel, einen Mentalitätswechsel bei älteren Menschen zu fördern, der zu einer gesundheitsförderlichen Lebens-

weise beiträgt. Zudem rückt der weit verbreitete Wunsch nach Betreuung von pflegebedürftigen Angehörigen immer stärker ins gesellschaftliche Bewusstsein - und damit auch die Bedeutung der sogenannten jungen Alten für die Pflegebedürftigen und die Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. Die veränderte Wahrnehmung der Bedeutung von Pflege kann laut Bericht zu differenzierteren Bildern der Pflegenden und der Pflegebedürftigen beitragen.

Programm "Altersbilder"

Aktivität und Teilhabe verbessern nicht nur das Fremdbild der alten Mitmenschen, sondern erhöhen auch Selbstbild, Stimmungslage und Befinden der aktiven alten Menschen selbst. Hierzu ist zu lesen (Seite 498): „Schließlich wurde anhand der Längsschnittanalysen deutlich, dass Freizeitaktivitäten zur Veränderung der persönlichen Altersbilder beitragen. Dies gilt etwas mehr für die positive Sicht persönlicher Weiterentwicklung als für die negative Sicht körperlicher Verluste. Demnach tragen die Teilnahme am gesellschaftlichen und kulturellen Leben sowie die positive Bewertung von Freizeitaktivitäten und Freundschaftsbeziehungen zur Wahrnehmung persönlicher Weiterentwicklung bei. Bemerkenswert ist hierbei, dass die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten und die Bewertung der Freizeitaktivitäten und Freundschaftsbeziehungen nicht nur eine positive Sicht auf das Älterwerden fördern, sondern zugleich dazu beitragen, dass mit dem Älterwerden weniger körperliche Verluste verbunden werden. Diese Befunde machen deutlich, dass die aktive Teilnahme am sozialen Leben eine positivere Sicht auf das Älterwerden befördert“.

In Zusammenhang mit dem Sechsten Altenbericht hat das Bundesfamilienministerium das Programm „Altersbilder“ ins Leben gerufen. Es soll aufzeigen, dass die Verlängerung der Lebenszeit große Chancen bietet - für das Individuum genauso wie für die Gesellschaft. Zum Auftakt startete Familienministerin Kristina Schröder den Foto- und Videowettbewerb „Mein Bild vom Alter - was heißt schon alt?“.

Die Meinung äußern BAGSO rafft Sechsten Altenbericht der Bundesregierung zusammen

Auf den Begriff „Senioren“ verzichten? Den des Alters durch den des Alterns ersetzen? Die Regelaltersgrenze für den Renteneintritt aufgeben bzw. flexibilisieren? Dies sind nur einige von vielen Vorschlägen der Sachverständigenkommission zum Sechsten Altenbericht, der zusammen mit einer Stellungnahme der Bundesregierung von Bundesministerin Dr. Kristina Schröder am Ende des letzten Jahres 2010 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Auftrag der 2007 einberufenen Kommission unter Vorsitz des Heidelberger Gerontologen Prof. Dr. Andreas Kruse war es, Altersbilder in Wirtschaft und Gesellschaft sowie in Politik und Kultur zu untersuchen und aufzuzeigen, in welcher Hinsicht sich diese Altersbilder auf die Teilhabe älterer Menschen am gesellschaftlichen und kulturellen Fortschritt auswirken.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, in der auch das ESW wie weitere rund 100 Mitgliedsverbände mitarbeiten, hat die wichtigsten Aussagen des Berichts auch im Internet zusammengefasst. Das unter www.bagso.de eingestellte Forum gibt damit allen Interessierten die Möglichkeit, sich in kurzer Zeit einen Überblick zu verschaffen. Vor allem aber lädt die BAGSO dazu ein, zu den Feststellungen und Empfehlungen der Sachverständigenkommission ebenso wie zur Stellungnahme der Bundesregierung seine Meinung zu äußern. Wer keinen Internetzugang hat, kann die Zusammenfassung auch telefonisch unter Tel. 0228/249993-0 bei der BAGSO in Bonn anfordern. Postalisch eingereichte Kommentare werden von der BAGSO ins Internet eingestellt. Einen Hinweis-Button, der auf das Online-Forum verlinkt, sendet die BAGSO gerne zu.

Weitere Informationen:

Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, Ursula Lenz, Bonngasse 10, 53111 Bonn; Tel. 0228/24999318, Fax 0228/24999320; E-Mail: lenz@bagso.de; Internet www.bagso.de

Kirche auf Alten-Potenzial angewiesen Sechster Altenbericht ruft Kirchen zum alten Menschen

Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland EAfA ist mit den Inhalten des Ende des letzten Jahres 2010 veröffentlichten Sechsten Altenberichts der Bundesregierung, der sich mit den aktuellen Bildern vom alten Menschen befasst, in hohem Maße einverstanden. Der Vorstand der EAfA begrüßt das Werben um eine differenzierte Wahrnehmung des Alters im Sechsten Altenbericht der Bundesregierung, der vor einigen Wochen veröffentlicht wurde. Tenor ist: Kirchliche Angebote sollen sich an realistischen, zukunftsorientierten Altersbildern orientieren, heißt es in einer von Oberkirchenrätin Dr. Kristin Bergmann aus dem EKD-Kirchenamt Hannover unterzeichneten Erklärung der EAfA.

„Der nach wie vor berechtigte fürsorgliche Blick auf das Alter muss erweitert werden, um den Bedürfnissen älterer Menschen nach einem selbst- und mitverantwortlichen Leben Rechnung zu tragen“, so der Vorsitzende der EAfA, Jens Peter Kruse. Dies sei gerade angesichts der dringlicher werdenden Frage der Generationengerechtigkeit unumgänglich. Immens wichtig sei die Feststellung des Altenberichts, dass eine altersfreundliche, durch Solidarität zwischen den Generationen gekennzeichnete Gesellschaft ohne differenzierte Altersbilder nicht denkbar ist, so Kruse weiter.

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

Der Sechste Altenbericht ist der erste, der den christlichen Kirchen einen eigenen Abschnitt widmet. In den Ausführungen werde sichtbar, dass die Kirchen viele ältere Menschen erreichen und für sie viele Leistungen erbringen, erklärte Kruse. Zugleich mache der Altenbericht aber deutlich, dass die Kirchen mit deutlichen Abbrüchen rechnen müssen, wenn es ihnen nicht gelingt, das Potenzial der Älteren besser als bisher einzubeziehen. Hier weise der Altenbericht auf einen erheblichen Modernisierungsbedarf hin, betonte der EAfA-Vorsitzende Kruse.

„Der Altenbericht mahnt an, dass die fürsorgliche Sicht auf das Alter durch eine an den Stärken und Gestaltungsspielräumen des Alters orientierte Sicht ergänzt werden muss“, resümierte Kruse. Für die Kirche und ihre Gemeinden bedeute dies, die Vielfalt des Alters als Bereicherung wahrzunehmen. „Neben den notwendigen betreuenden Aktivitäten müssen sie sich verstärkt um die Förderung des selbstverantwortlichen Engagements älterer Menschen bemühen“, fordert EAfA-Vorsitzender Kruse.

Freiwilligkeit nicht ausnutzen

Die EAfA begrüßt ausdrücklich den klaren Hinweis des Sechsten Altenberichts auf die große Verantwortung der Älteren für das Gemeinwohl. Das zivilgesellschaftliche Engagement zu fördern, sei daher eine vordringliche Aufgabe von

Staat und Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche, so Kruse. Er warnt jedoch davor, das Ehrenamt unter der Hand in eine „Inpflichtnahme“ älterer Menschen zu verwandeln. Das Ehrenamt sei auf „echte Freiwilligkeit“ angewiesen und dürfe weder für arbeitsmarkt- noch sozialpolitische Zielsetzungen „verzweckt“ werden. „Wer das freiwillige bürgerliche Engagement instrumentalisiert, und sei der Zweck noch so ehrenwert und dringlich, gefährdet gerade das, was er ersehnt“, fuhr Kruse fort. Die EAfA werde sich dafür einsetzen, dass in der Diskussion um ein aktives Alter die Unterscheidung von Freiwilligkeit und Pflicht nicht verwischt werde.

Die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD EAfA ist Dachverband für Altersfragen in der EKD. Mitglieder sind Landeskirchen sowie evangelische Werke und Verbände.

Die Töne werden milder Nur schwarz oder den Ausweg sehen?

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Zwei virtuelle Szenerien haben mich um die Jahreswende 2010/2011 kurz hintereinander verstört: Das Bild einer verzweifelten jungen, alleinstehenden Mutter mit ihrem Säugling zwischen Mülltonnen in der Heiligabend-Andacht für Einsame und Alleinlebende und das alternde, Doppel-Selbstmord begehende Ehepaar mit dem krebserkrankten Mann im Film „Satte Farben vor Schwarz“ von Sophie Feldman.

Geschichten sind freier Ausfluss der Fantasie. Sie könnten auch anders erfunden werden. Läge es bei diesen beiden Begebenheiten nicht näher, dass eher die blutjunge, verlassene Mutter aus ihrer Ausweglosigkeit nicht mehr heraus findet, als dass gerade das gut abgesicherte alte Ehepaar gemeinsam aus dem Leben scheidet? Von außen, aus der Sicht einer anderen Generation,

betrachtet mögen die Geschichten so, wie sie erzählt wurden, stimmen: Die junge Filmregisseurin kann sich für ein Leben im Alter bei Krankheit nicht begeistern. Sie spricht ihm die Lebensqualität ab. Alte Menschen mit Einschränkungen sehen das selbst aber anders. Die erfahrene Gemeindepädagogin hofft darauf, dass die einsame junge Mutter ihre Situation meistert. Für das junge, schwangere Mädchen selbst mag erst einmal die Welt zusammenbrechen, denken wir an Gretchen in Goethes „Faust“.

Führen wir uns zunächst noch einmal die beiden Geschichten von der jungen, verlassenen Mutter zum einen und andererseits vom alten, lebensunwilligen Paar (das im Film von Senta Berger und Bruno Ganz gespielt wird) vor Augen.

Ledige Mutter zwischen Mülltonnen

Die Geschichte von der allein gelassenen Mutter mit ihrem Säugling zwischen Mülltonnen hat eine Gemeindepädagogin als Gleichnis für die Geburt Jesu in der Andacht für Alleinlebende „Einfach so“ zu Heiligabend in der Christuskirche in Kehl am Rhein erzählt. In der „Kehler Zeitung“ vom 27.12.2010 war über die Weihnachtsfeier für Einsame von Heiligabend 2010 in der Christuskirche Kehl folgendes zu lesen: „Nachdenklich stimmten die Worte der katholischen Gemeindeforentin Elvira Rich-Armas, die mit der Gemeinde das Bild einer jungen Frau betrachtete, die alleine mit ihrem Baby in einem Hinterhof zwischen Mülltonnen saß. „Jesus ist in einem Stall geboren“, so Rich-Armas. „Das war zwar ärmlich, aber warm und trocken. Diese Frau stammt aus unserer Zeit, sie sitzt im Kalten, mitten im Müll der Menschen. Diese Frau ist nicht in eine Kirche gegangen, niemand ist bei ihr, sie wirkt mutterseelenallein.“ Aber bei genauerem Betrachten des Bildes kann man ein Licht erkennen, das die Frau umgibt und die trostlose Szene erhellt. Gott tritt ein in den Raum der Finsternis und gerade da wird es Weihnachten. Gott passt auf diese Frau auf in der Einsamkeit der Nacht, und das ist tröstlich für uns alle.“

Doppel-Selbstmord im Alter

Im Film „Satte Farben vor Schwarz“ altern der von Bruno Ganz gespielte Fred und seine von Senta Berger verkörperte Ehefrau Anita nach fast 50jähriger Ehe in gut situierten Verhältnissen mit zwei erwachsenen Kindern und gerade Abitur feiernder Enkeltochter. Bei Fred bricht lebensbedrohlich Prostatakrebs aus. Er lässt sich aber aus narzisstischen Beweggründen nicht operieren. Um sich auf den Tod vorzubereiten, verlässt er Anita in eine separate Wohnung. Die daraus entstehende Verstimmung überwinden dann beide wieder. Anita möchte Fred nicht überleben. Die Partner beschließen, ihrem Leben in einem Doppel-Selbstmord gemeinsam ein Ende zu setzen. Filme-Macherin Sophie Heldman ist zu ihrem Film von einem Doppel-Suizid eines alten Ehepaars in ihrer Umgebung angeregt worden. Sie möchte die Entscheidung von Anita und Fred, ihrem Leben gemeinsam ein Ende zu setzen, nicht als Empfehlung oder als Sterbehilfe verstanden wissen. Die Autorin will nur einen Beitrag zur Diskussion liefern.

Wie es auch sein könnte

Erläuternde Standpunkte und erklärende Positionen zu den beiden Lebenssituationen können unterschiedlich ausfallen. Die Erzählung über das schwere Los der jungen Mutter stammt von einer lebens-älteren Person. Die Gemeindeforentin hat schon viele Schicksale miterlebt. Weiß um die Kraft von Akteurinnen und Akteuren, Schicksale zu meistern. Die Autorin kann biografische Ereignisse in einen größeren Zusammenhang stellen. Denkbar ist, dass die einsame Mutter-Kleinkind-Dyade im gesamten Lebensablauf der Mutter dereinst eine belastende Episode bleibt, die durchgestanden wurde. Und die im Nachhinein aus der gesamten Lebensschau als Krisensituation erinnert wird, die gemeistert wurde. Freilich ist im gegenwärtigen Erleben der allein niedergekommenen Mutter auch ein anderer Ausgang vorstellbar. „Mein Leben ist jetzt gelaufen“, denkt manche junge Frau bei einer nicht erwarteten Schwangerschaft. Die Ausweglosigkeit der Situation zwischen den Mülltonnen könnte in unserer Heiligabend-Geschichte viel-

leicht auch keine andere Lösung zulassen, als dass die Mutter sich selbst und ihrem Kind etwas Schlimmes antut, was beider Leben ein Ende setzt. Dem über den Dingen stehenden Betrachter erscheint aber die Rettung wahrscheinlicher, dem Christen die Rettung durch Gott; der Betroffenen selbst aber vielleicht eher das Ende. Der Blick von außen kann somit verständlicher ausfallen als jener der in die Problematik involvierten Person selbst.

Der Tod verstört

Anders liegt die Situation im Film „Satte Farben vor Schwarz“. Regisseurin Sophie Heldman gehört mit ihren 37 Jahren zur mittleren Generation. Sie proklamiert das subjektive Recht auf die Bestimmung des eigenen Schicksals. Und dieses Recht schließt eben auch die Berechtigung ein, das Leben zu beenden, wenn es nicht mehr lebenswert erscheint. Da ist der Blick aus der Sicht der jüngeren Generation oft grausam. Zwei 70jährige, reife Menschen wie Anita und Fred könnten aber aus ihren eigenen Lebenserfahrungen auch zu einem ganz anderen, gelasseneren Ergebnis kommen. Sie mögen in ihrem zurück liegenden, langen Leben schon so manche Schwierigkeit gemeistert haben. Die Erfahrung gemacht haben, dass das, was belastet, auch stärkt, wenn man es durchsteht. Vor diesem Hintergrund mag der Doppel-Selbstmord für beide eher abwegig erscheinen. Die Partner könnten auch den Wunsch haben, einander auf ihrem gemeinsamen Lebensend-Weg beizustehen. Und dass der Überlebende mit der Erinnerung an den Voran-Gegangenen noch ein Stück weiter lebt.

Darum findet sich bei aller Zustimmung für Sophie Heldmans Film, der nach Ansicht der Autorin richtigerweise vor allem einen Diskussions-Anstoß geben sollte, auch verhaltene Kritik wie die folgende (aus „Deutschlandradio Kultur“ vom 10.1.2011): „Satte Farben vor Schwarz ist aber kein Thesenfilm, kein Film über Sterbehilfe. Selbst vor dem drohenden Hintergrund überwiegt die Lebenslust: Wenn Anita und Fred sich wieder versöhnen, auf der Abitursfeier der Enke-

lin tanzen und dann wie zwei frisch Verliebte im Hotel absteigen. Die Verzweiflung, die Angst vor dem Tod, die dunklen Seiten des Films bleiben im Hintergrund, und deswegen wirkt das eigentliche Ende des Films fast wie aus dem Kontext gerissen. Der selbstbestimmte Tod verstört und ist nicht mehr nachvollziehbar, hinterlässt eine seltsame Leere.“ Bei einfühlsamer Betrachtung ist der Tod also nicht das Ende aller Dinge.

Die Schöpfung erhalten

Initiative „10.000.000 Schritte“ ruft überall in Deutschland zu Bildungswanderungen auf

Die Deutsche Bundesstiftung Umwelt DBU lädt mit ihrer Initiatorin Dr. Heidi Lehmal zur Aktion „10.000.000 Schritte: DBU überall in Deutschland“ bewegungsfreudige Menschen von April bis August ein, sie auf ihren Touren zu begleiten. Bei jeder Wanderung steht ein bestimmtes, umweltorientiertes Thema im Vordergrund.

Vom 22. bis 29. März wanderten die ökologischen Aktivisten der DBU, denen es um die Erhaltung der Schöpfung geht, unter dem Motto „Ressource Wasser und nachhaltige Stadtentwicklung“ bereits von Hamburg nach Lübeck. Gewässerkorridore für Fischotter in der Großstadt oder die Entwicklung umweltfreundlicher Schiffsanstriche sollten erlebbar gemacht werden. Auch das Loki-Schmidt-Haus stand im Gedenken an die Ehrenpreisträgerin des Deutschen Umweltpreises der DBU auf dem Programm.

In Hamburg, der Umwelthauptstadt Europas 2011, hat die DBU als größte Umweltstiftung der Welt seit Aufnahme ihrer Fördertätigkeit 1991 bisher 249 Projekte mit mehr als 44 Millionen Euro gefördert. Zehn davon liegen an der im März durchmessenen Wanderstrecke.

Die effiziente Wasserversorgung der Stadt Hamburg wurde im Wasserwerk Hamburg-Stellingen erläutert. Umweltschonende Schiffsbeschichtungen ermöglichte die Hamburger Firma Limno-

Mar. Im Umweltzentrum Karlshöhe konnten die Wanderer einen Blick in die Zukunft Hamburgs im Jahr 2080 wagen und einen Gang durch den Wandel der Jahreszeiten unternehmen. Auch auf den Spuren der Fischotter entlang der nördlichen Alster konnte gewandert werden. Das „Blaue Metropolnetz“ der Aktion Fischotter-schutz zeigte sich als ein Netz aus Gewässer-korridoren für Fischotter in der Metropolregion Hamburg.

Mit Station auf dem Bio-Landhof Gut Wulksfelde begab sich die Wandergruppe über Bad Oldesloe nach Lübeck, wo die Ausstellung „Im Reich des Wassermanns“ im Lübecker Museum für Natur und Umwelt besucht wurde.



Mit großen Schritten der Umwelt-Erhaltung zuliebe: Wanderungen in vielen Regionen Deutschland.
Bild: Taalke Nieberding/DBU

Täglich 25 Kilometer

Ein Jahr lang organisiert die Bremerin Dr. Heidi Lehmal als Vorsitzende und Gründerin des Vereins „10.000.000 Schritte: Fitt durch Deutschland“ weitere einwöchige Wandertouren zu DBU-Projekten in ausgewählte Regionen Deutschlands. Im April startet sie unter dem Motto „Ökologie und Naturschutz in Bildung in Handwerk“ in Trier in Richtung Saarland, die letzte Tour endet im August 2011 in Melle beim Deutschen Wandertag 2011. Kooperationspartner sind der Deutsche Wanderverband, das Deutsche Jugendherbergswerk und die Bildungsvereini-

gung Arbeit und Leben in Bremen. Offizieller Medienpartner ist die Zeitschrift Wanderlust. Die DBU fördert das Projekt mit 73.000 Euro, um „ein ganz neues Bildungsformat zu erproben“, erklärt DBU-Generalsekretär Dr. Fritz Brickwedde. Außerdem entsteht ein Netzwerk ökologisch handelnder Menschen.

2009 waren Dr. Heidi Lehmal und ihre Mitstreiter 365 Tage quer durch Deutschland gewandert und hatten dabei 7.000 Kilometer zusammen mit insgesamt 1.300 Menschen zurück gelegt. Diese Aktion zur Gesundheitsförderung und Vorbeugung durch Bewegung war „Ausgewählter Ort im Land der Ideen“ 2009 geworden.

Täglich werden bei den Touren 2011 bis zu 25 Kilometer gewandert. Die Kosten betragen für Teilnehmer pro Woche inklusive Unterkunft und Frühstück 270 Euro. Übernachtet wird in Jugendherbergen oder Hotels. Interessierte können auch an Tagesetappen teilnehmen.

Noch fünf Touren

Hier die von April bis August 2011 noch folgenden fünf Touren:

10. bis 17. April Trier/Saarland „Ökologie und Naturschutz in Bildung und Handwerk“;

15. bis 23. Mai Nürnberg/Neumarkt/Hilpoltsein „Nachhaltiger Konsum und Lebensstil“;

11. bis 19. Juni Zittau/St. Marienthal/Görlitz „Umweltbildung in Einrichtungen der Natur“;

10. bis 17. Juli „Bayreuth/Bad Staffelstein/Fichtelgebirge „Arten und Kulturgüter schätzen: Vielfalt erhalten““;

4. bis 11. August Dümmer See/Osnabrück/Melle „Vielfalt in der Natur und in der DBU-Förderung“.

Anmeldung und Auskunft unter

Tel. 01520/8963567;

Internet: www.10000000schritte.de

Daheim statt ins Heim Initiative in Westerstede in Niedersachsens Nordwesten

Unter dem Dach der bundesweiten Initiative „Daheim statt Heim“, die ihren Sitz in Berlin hat, entstand auch in der Stadt Westerstede im Nordwesten Niedersachsens die Idee, einen Verein zu gründen für alternative Versorgungsmöglichkeiten Älterer auch bei Pflegebedarf. Anlass war der geplante Bau eines großen Pflegeheims in der Stadt. Viele Bürger wollten ein solches nicht. Wie viele Menschen sich stattdessen alternative Versorgungsstrukturen wünschen, die ihnen den Verbleib in der eigenen Wohnung ermöglichen, das zeigte sich eindrucksvoll bei der Präsentation des Vereins: Mehr als 100 Interessierte waren gekommen, und das in einer Stadt, die nur knapp 22.000 Einwohner hat.

Das Ziel des Vereins ist klar formuliert und ehrgeizig: Jeder Bürger in Westerstede soll im Alter, bei Krankheit oder Pflegebedürftigkeit die Möglichkeit haben, zu Hause wohnen zu bleiben. Bisher ist dieser Wunsch nicht leicht umzusetzen. Es fehlt an der entsprechenden Infrastruktur sozialer und kultureller Art und es mangelt an altersgerechten Wohnmöglichkeiten.

Der Westersteder Verein „Daheim statt Heim“ ist mit dem Ziel angetreten, an diesen Verhältnissen etwas zu ändern. Martina Steguweit-Behrenbeck, Ratsfrau und Schriftführerin des neuen Vereins, sagt: „Wir sind hier gefordert, selbst kreativ zu werden und den Mut zu haben, zu zeigen, dass es etwas anderes gibt als Pflegeheime. Wir wollen Alternativen bieten“. Mit seinem Enthusiasmus und seinem Selbstbewusstsein will und kann der Verein in Westerstede als Vorbild für andere dienen. Es ist das erklärte Ziel, Impulsgeber auch für andere Kommunen im Landkreis Ammerland zu sein und die Gründung weiterer Initiativen zu unterstützen.

Über die Parteien hinweg
Zum Vorbild für andere wird vielleicht auch der parteiübergreifende Konsens, der die Initiative in Westerstede trägt: Erster Vorsitzender des Vereins ist mit Ex-Bürgermeister Heino Hinrichs ein SPD-Mitglied, zweiter Vorsitzender Gerd Mühlhena von der CDU, Chef der Senioren-Union in Westerstede und zugleich Ratsvorsitzender im Rat der Stadt. Zu diesem Konsens sagte Mühlhena bei der Vorstellung des Vereins: „Wenn etwas für unsere Stadt vernünftig und wichtig ist, kommt es nicht darauf an, wer es erfunden hat, sondern dass wir alle gemeinsam etwas daraus machen“.

Der Verein „Daheim statt Heim“ in Westerstede will die Menschen ermutigen, Ängste und Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Älterwerden „nicht mehr als individuelle Einzelchicksale zu ertragen, sondern in Westerstede als gemeinschaftliche Entwicklungsaufgabe zu formulieren“, so Heino Hinrichs. Weiter äußert er: „Weil alle Menschen betroffen sind, hoffe ich, dass „Daheim statt Heim“ zur größten Bürgerbewegung der Stadt wird und Menschen die Gestaltung der Zukunft und ihr Schicksal wieder gemeinsam miteinander in die Hand nehmen“.

Bundestagsabgeordnete Silvia Schmidt von der Bundesinitiative „Daheim statt Heim“ zeigte sich in Berlin begeistert vom Engagement im Nordwesten Niedersachsens. „Wir unterstützen die Kollegen natürlich nach Kräften und hoffen, dass sich überall in Deutschland ähnliche Initiativen gründen. Daheim statt Heim kann so zu einer der größten Bürgerbewegungen in Deutschland werden und für jeden Einzelnen ein Leben in Würde ermöglichen.“

Kontakt: Förderverein der Bundesinitiative „Daheim statt Heim“, Klarenbachstraße 9, 10553 Berlin.

Wettbewerb mit Alters- bildern Bundesfamilienministerium ruft Amateure und Profis auf

Das Vorstellungsbild von alten Menschen bestimmt oft genug auch den Aktionsradius alter Menschen: Was andere ihnen noch zutrauen und was sie sich selbst noch getrauen, das bestimmt dann tatsächlich ihr Tun. Die sozialpsychologisch orientierte Gerontologie thematisiert dieses Zutrauen ebenso wie diese Hemmungen zur Genüge. Auch der in diesem ESW-Informationsbrief thematisierte Sechste Altenbericht handelt davon.

Das Bundesfamilienministerium lässt es nicht bei solchen kognitiven Vorstellungen in unseren Köpfen bewenden. Sondern es lädt in einem Wettbewerb dazu ein, konkret Bilder zu betrachten und zu prämiieren, in denen alte Menschen agieren. Bis zum 30. April 2011 können Amateure wie Profis noch ihre Bilder oder Videos mit alten Menschen einsenden bzw. einspielen.

Bundesfamilienministerin Dr. Kristina Schröder schreibt zu diesem Wettbewerb folgendes: „Sehr geehrte Damen und Herren, das deutsche Sprichwort: Alt werden will jeder, älter werden niemand ist heute aktuell wie nie zuvor. Wir alle wünschen uns ein langes und erfülltes Leben. Die Chancen stehen gut, dass sich unser Wunsch erfüllt. Die Lebenserwartung hat in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zugenommen. Viele ältere Menschen erleben ihr Alter in guter Gesundheit. Sie gestalten ihre neu gewonnene Zeit oft besonders aktiv und abwechslungsreich. Gerade die sogenannten jungen Alten können und wollen sich mit ihren Potentialen mehr als bisher in die Gesellschaft einbringen. Dennoch haben, das zeigt der Sechste Altenbericht der Bundesregierung, viele Menschen Angst vor dem Alter. Sie verbinden diese Lebensphase mit Krankheit und Gebrechen.“

Mit dem Programm Alter neu denken möchte ich eine breite Debatte zu den Altersbildern in unserer Gesellschaft anstoßen. Ich möchte mit Menschen ins Gespräch kommen und sie anregen, uns ihr persönliches Bild vom Alter zu zeigen. Denn Altersbilder prägen, wenn auch häufig unbemerkt, unseren Alltag. Damit sie nicht ausgrenzend wirken oder einseitig bleiben, müssen wir sie hinterfragen und uns mit ihrer Wirkung auseinandersetzen. Deshalb starte ich einen Foto- und Videowettbewerb unter dem Motto Mein Bild vom Alter: Was heißt schon alt?. Ich lade Sie herzlich ein, bis zum 30. April 2011 Ihre Beiträge einzureichen. Lassen Sie uns gemeinsam ein buntes Mosaik vom Alter schaffen, das die vielen unterschiedlichen Facetten dieses Lebensabschnitts zeigt. Dafür ist jedes Steinchen wichtig.“

Aus urheberrechtlichen
Gründen haben wir das
Bild gelöscht.

Information: Anfragen/Auskünfte per Mail wettbewerb@was-heisst-schon-alt.de (diese Mailadresse bitte nur für Fragen und die Wertungen zum Foto- und Videowettbewerb benutzen; Wettbewerbs-Beiträge können nicht über diese Mail eingereicht werden); Information im Internet unter www.programm-altersbilder.de; Postadresse (für die Einsendung von Bildern auf Papierabzügen und Video-Bändern): Wettbewerbsbüro „Was heißt schon alt?“ Bruno Neurath-Wilson, Sulzbachstr. 69, 40629

Chance für Sozialprojekte Bruderhilfe schüttet 13.000 Euro für Miteinander von Laien und Profis aus

Auch 2011 vergeben Diakonie, Caritas, Chrismon und Bruderhilfe wieder den Innovationspreis „Innovatio“ für Sozial-Projekte in Kooperation von Professionellen und Ehrenamtlichen. Die Bewerbungen sind mit Projektdarstellung und Finanzierungskonzept unter dem Stichwort „innovatio“ bis 30. Juni 2011 an die Bruderhilfe, Kölnische Strasse 108-112, 34119 Kassel, einzureichen. Die Unterlagen sind im Internet erhältlich unter www.innovatio-sozialpreis.de. Zehn Projekte werden von der Jury mit Vertretern von Bruderhilfe, Diakonie, Caritas und Chrismon mit einer Prämie von 1.000 Euro nominiert und nach Berlin eingeladen. Der spätere Sieger unter ihnen erhält zusätzlich 12.000 Euro, so dass für diesen Gewinner insgesamt 13.000 Euro ausgelobt werden.

Bisherige Sieger dieses seit 1999 vergebenen Innovatio-Preises waren die Caritas Mecklenburg, das Kinderkunstzentrum Sassnitz/Rügen, Ehrenamtliche in Heimen Neuss, Verein zur Beschäftigungs-Integration Walldorf/Baden, Berufsbefähigung für Kinder in München und Nachbarschaftshilfe „Kölsch Hätz“ in Köln.

In guten und schlechten Zeiten Für Förderung älterer Beschäftigter ausgezeichnet

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO, das Institut für Gerontologie an der Technischen Universität Dortmund, die gemeinnützige US-amerikanische Seniorenorganisation AARP und das Demografie-Netzwerk DDN zeichneten in Brüssel die

fünfzehn Gewinner des Preises für innovative Beschäftigung Älterer, des „AARP International Innovative Employer Award“, aus.

Mit dem Preis werden weltweit Unternehmen für ihre innovative Personalarbeit und ihren Umgang mit einer alternden Belegschaft ausgezeichnet. In diesem Jahr gehören sieben Unternehmen aus Deutschland zu den Gewinnern: Die Bundesagentur für Arbeit, Galeria Kaufhof GmbH, Hansgrohe AG, die Henkel AG & Co KGaA, die SICK AG, die Sozial-Holding der Stadt Mönchengladbach GmbH und die Deutsche Lufthansa AG. Der Arbeitgeberverband Chemie und verwandte Industrien für das Land Hessen e.V. wurde zudem für seine wegweisende Umsetzung demografiesensibler Themen in seinen Mitgliedsunternehmen geehrt.

„Ältere Arbeitnehmer sind sowohl in guten als auch in schwierigen Zeiten ein Gewinn für Unternehmen. Betriebe, die dieses Potenzial zu nutzen wissen, werden auch in Zukunft Erfolg haben“, sagte AARP-Vizepräsident John Rother bei der Bekanntgabe der Auszeichnungen. „Die innovative Beschäftigungspolitik unserer Gewinner zeigt, wie gute Praxis aussehen kann, um erfahrene Mitarbeiter zu halten und wie sie letztlich zu einem Wettbewerbsvorteil für die Unternehmen heute und in Zukunft werden können.“

Bei der Suche nach Unternehmen mit wegweisender und vorbildlicher Personalpolitik arbeitet die AARP mit einem Netzwerk ausgewiesener internationaler Experten für Alters- und Beschäftigungsfragen zusammen. In Deutschland wurde AARP von der BAGSO in Bonn (in der auch das ESW mitarbeitet), dem Institut für Gerontologie Dortmund sowie dem Demografie-Netzwerk DDN bei der Identifizierung der acht Gewinner unterstützt, die eine große Bandbreite an Branchen wie Industrie, Einzelhandel, öffentliche Verwaltung und Pflegesektor repräsentieren.

Ältere wertvolles Kapital

„Wir freuen uns sehr, dass in diesem Jahr besonders viele Bewerbungen aus Deutschland ein-

gegangen sind. Dies zeigt uns, dass innovative und weitsichtige Personalpolitik für die ältere Belegschaft zunehmend auf der Tagesordnung der Unternehmen steht“, sagte der Dortmunder Professor Naegele. „Mehr und mehr scheinen die Unternehmensverantwortlichen zu verstehen, dass ältere Beschäftigte ein wertvolles Kapital sind. Die Zeiten, in denen Menschen unabhängig von ihren individuellen Fähigkeiten mit 55 Jahren in Rente geschickt wurden, sind zum Glück vorbei“, meinte BAGSO-Geschäftsführer Dr. Guido Klumpp.

„Uns freut es, dass unter den Preisträgern gleich mehrere Mitgliedsunternehmen des Demografie-Netzwerks zu finden sind. Das zeigt, dass aktuellen Herausforderungen in einem gemeinsam angegangenen Lern-, Vergleichs- und Innovationsprozess besonders erfolgreich begegnet werden kann“, ergänzte DDN-Geschäftsführer Dr. Rainer Thiehoff.

Wenn der Mitmensch am Ende ist Ältere geben Hilfen im Umgang mit Behörden

Ob Jobcenter, Rentenversicherung oder Gesundheitsamt: Täglich haben Menschen mit Behörden zu tun. Informationen und Vorschriften sind komplex. Kein Wunder also, wenn vielen Menschen, die durch ein persönliches Problem sowieso am Ende sind, vor dem Besuch einer Behörde bangt. Denn sie kennen auch jenseits ihrer psychischen Belastung durch einen Todesfall, durch Arbeitslosigkeit oder den Ausbruch einer schweren Krankheit die Bestimmungen, Wege und Verwaltungsabläufe, die helfen könnten, nicht. Hier bietet die gemeinnützige Initiative „Mehr Erfolg bei Behörden“ MEbB in Berlin-Zehlendorf, die dem Programm „Erfahrung ist Zukunft“ angeschlossen ist, Hilfen an.

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

„Erfahrung ist Zukunft“ ist eine Initiative der Bundesregierung mit Partnern aus Wirtschaft und Gesellschaft. Sie macht die Herausforderungen des demografischen Wandels bewusst und wirbt für ein positives Bild vom Älterwerden. Gemeinsam zeigen die Initiatoren Perspektiven und Chancen in den Handlungsfeldern Beschäftigung, Existenz gründen, lebenslang lernen, Lebenshilfe, freiwillig engagieren und gesundheitlich Vorbeugen auf.

Menschen, die sich an die Initiative „Mehr Erfolg bei Behörden“ MEbB wenden, steht meistens ein Termin bei einer Behörde bevor. „Hauptsächlich kommen Leute zu uns, die ihren Arbeitsplatz verloren haben“, sagt Helga Müller, Mitbegründerin der Initiative. Ob Anträge zum Arbeitslosengeld, Informationen zu Freibeträgen oder Bestimmungen zur Selbstständigkeit - die MEbB-Mitarbeiter helfen den Betroffenen. Ratschläge, was zu tun ist, gibt die Initiative nicht. „Wir begleiten, aber wir beraten nicht“, betont Helga Müller. Wer sich an die Initiative wendet, erhält nicht etwa Tipps, wie Behörden zu überlisten seien.

Gut vorbereitet zum Behördengespräch
In Vorgesprächen klärt das Team der Initiative zunächst, welche Probleme die Ratsuchenden haben. Anschließend wird eine Strategie für den kommenden Termin festgelegt. Während des

Besuchs in der Behörde hält sich die Begleiterin oder der Begleiter im Hintergrund. Denn das MEbB-Team hat die Erfahrung gemacht, dass es vielen Menschen eher unangenehm ist, die Begleitperson der Initiative in Gegenwart des Behörden-Bediensteten um Hilfe bitten zu müssen. Zuvor vereinbarte Gesten oder ein kurzes Husten können in diesen Fällen für den MEbB-Mitarbeiter dann ein Signal sein, dass der Ratsuchende nicht mehr weiter weiß und die Initiative des Begleiters von „Mehr Erfolg bei Behörden“ erbittet.

Seit der Gründung im Jahr 2007 konzentriert sich die Initiative darauf, Menschen aufzuklären und ihre Ziele zu unterstützen. Dabei hat sich das Einzugsgebiet von MEbB über die Jahre vergrößert. Waren es zu Beginn vor allem Ratsuchende aus dem Gebiet Berlin-Zehlendorf, suchen heute auch Menschen aus anderen Berliner Bezirken Hilfe bei der Initiative. „Noch sind wir ein sehr kleiner Kreis“, berichtet Helga Müller. Doch mit steigender Nachfrage steige auch der Bedarf an ehrenamtlichen Mitarbeitern. Mit zwei weiteren Kollegen finanziert und koordiniert Frau Müller die Initiative und ist ständig auf der Suche nach neuen Freiwilligen. Bisher hat sich das MEbB-Team davor gescheut, einen eingetragenen Verein zu gründen. „Dafür sind wir noch zu wenige und der Aufwand wäre enorm“, meint Helferin Helga Müller. Doch greift der Blick in die Zukunft schon etwas weiter aus: „Unsere Vision ist es, in ein paar Jahren in allen Bezirken Berlins vernetzt zu sein“. Spätestens dann würde der Vereinsgründung nichts mehr im Weg stehen.

Viele suchen auch Trost

Arbeitslosigkeit ist nicht das einzige Problem, mit dem sich Hilfesuchende an die Initiative „Mehr Erfolg bei Behörden“ wenden. „Es kommen auch viele Menschen zu uns, die psychisch anderweitig angeschlagen sind. Oftmals sitzen sie die erste halbe Stunde bei uns und weinen nur“, verdeutlicht Helga Müller. Die Gründe dafür seien vielfältig. Todesfälle in der Familie oder Krankheit haben viele Menschen veranlasst, bei dem Team von

„Mehr Erfolg bei Behörden“ Hilfe zu suchen. In solchen Fällen gehört es zu den Hauptaufgaben der Begleiterinnen und Begleiter, Auskunft über Hilfe- und Beratungsangebote zu geben. Das Team kennt eine Vielzahl von Institutionen, die in solchen Problemlagen helfen können. Wenn die Hilfesuchenden es wünschen, begleitet jemand vom MEbB-Team sie in die entsprechenden sozialen Einrichtungen. „So etwas kann einem schon sehr nahe gehen“, sagt Helga Müller. Dennoch müsse man versuchen, zu den Schicksalen der Menschen eine gewisse Distanz zu behalten.

Das Helfersyndrom liege in ihren Genen, gesteht Initiatorin Helga Müller. Seit Jahren engagiert sie sich im sozialen Bereich. Menschen zu helfen und sie in einer schwierigen Lebensphase zu unterstützen, ist für sie und ihre Mitarbeiter eine erfüllende Aufgabe. „Mit uns an der Seite erkennen die Leute, dass oftmals sie selbst und nicht die Behörden einen Fehler gemacht haben“, erläutert Helga Müller. Dies verbessere die Selbstreflexion der Menschen und stärke ihren Charakter.

Unter der Rubrik „Mitten im Leben“ bei der Aktion „Erfahrung ist Zukunft“ sind weitere Beispiele für ein aktives Altern von Menschen zu finden. Von Menschen, die sich für andere engagieren, etwas Neues lernen oder ein Unternehmen gründen. „Mitten im Leben“ stellt Vereine vor, die Alt und Jung zusammenbringen, berichtet von Unternehmen, die ältere Beschäftigte fördern, oder erzählt von Menschen, die im Alter sportlich besonders aktiv sind. Auch Ihre Geschichte ist dort willkommen.

Angefochtene hindurchtragen durch ihre Kämpfe: Das ist eine Aufgabe der Glaubensgemeinschaft. Standhalten, wachen und beten, den ganzen schweren Weg hindurch.

Tina Willms

Mit findiger Hilfe selbstständig bleiben Im Alter zu Hause leben: Herausforderung für Kommunen, Dienstleister und ältere Menschen

Die Sicherung der Finanzierung sozialer Leistungen, die Vernetzung von Angebotsstrukturen und die Stärkung der Eigenverantwortung im Bereich der gesundheitlichen Prävention sind wesentliche Voraussetzungen, um möglichst lange in den eigenen vier Wänden leben zu können.

Dies ist ein zentrales Ergebnis der Fachtagung „Zukunft Alter Zu Hause leben. Lebensqualität sichern“ der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO), deren Vorsitzende, die Altersforscherin Prof. Dr. Ursula Lehr, an die Eigenverantwortung eines jeden appellierte: „Langlebigkeit verpflichtet zu einem gesunden und kompetenten Älterwerden.“ Sie forderte aber auch Produktgestalter, Architekten und Kommunen auf, eine senioren- und menschengerechte Umwelt zu schaffen. Prof. Dr. Reiner Klingholz, Berlin, Institut für Bevölkerung und Entwicklung, zeigte auf, dass der demografische Wandel und Bevölkerungswanderungen innerhalb Deutschlands, vor allem in ländlichen Gebieten, die Bevölkerungsstruktur massiv verändern werden. Die Betreuung, Versorgung und Pflege der stark wachsenden Zahl allein lebender älterer Menschen werden daher zu einer großen gesellschaftlichen und kommunalen Herausforderung. Mit zunehmendem Alter, insbesondere bei körperlichen oder demenziellen Beeinträchtigungen, wird der Bedarf an Dienstleistungsangeboten für die Aufrechterhaltung der selbstständigen Lebensführung im eigenen Wohnumfeld einschließlich einer ausgewogenen Ernährung und ausreichenden Bewegung steigen.

Es stellen sich daher für Verantwortungsträger,

insbesondere in den ländlichen Räumen, die Fragen: Auf welche Weise kann die Lebensqualität älterer Menschen im eigenen Wohnumfeld gesichert werden? Welche Unterstützungsangebote und Serviceleistungen sind sinnvoll und wie können die Angebote organisiert, koordiniert und nicht zuletzt finanziert werden?

Die Parlamentarische Staatssekretärin bei der Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV), Julia Klöckner, stellte IN FORM, Deutschlands Initiative für gesunde Ernährung und mehr Bewegung, vor. Gemeinsam mit dem Jury-Vorsitzenden Dr. Hans Peter Huber, Deutsche Gesellschaft für Alterszahnmedizin, zeichnete sie auch die Preisträger des BAGSO Bundeswettbewerbs 2010 „Wir schaffen's in kleinen Schritten aktiv bis 100!“ aus.

Der Bundeswettbewerb wurde zum dritten Mal durchgeführt. Die Geldpreise im Gesamtwert von 4.100 Euro wurden von LINDA Apotheken und der GABA Meridol Forschung gestiftet. Die Jury hatte drei Preisträger ausgewählt. Der erste Preis ging an Serpil-Sehray Kilic, Mitarbeiterin im AWO Unterbezirk Gelsenkirchen/Bottrop, Internationales Migrantenzentrum; Demenz-Servicezentrum für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte, Gelsenkirchen. Ausgezeichnet wurde das Projekt "Präventionsmaßnahmen für Frauen mit Migrationshintergrund über 50". Es bietet in zwei Gruppen Frauen über 50 Jahre regelmäßig Kurse mit Bewegungsübungen und vermittelt grundlegende Informationen zur gesunden Ernährung. Den zweiten Preis erhielt Ines Wagner, Mitarbeiterin bei INQUA gGmbH, Integration Qualifizierung Arbeit, Halle, wurde ausgezeichnet für ihre Arbeit mit langzeitarbeitslosen älteren Menschen, die in einer umfassenden Qualifizierungsmaßnahme einschließlich einer Gesundheitsprävention durch gesunde Ernährung und Bewegung gefördert werden. Ein Sonderpreis wurde vergeben an Sabine L. Distler, Leiterin des Senioren- und Pflegezentrums Artelshofen, erhielt den „Mundgesundheitspreis 60+“. Dort werden Präventionsmaßnahmen wie Mund- und Zahnpflege sowie eine ausgewogene Ernährung und personengerechte Bewegung in vorbildlicher

Weise im Betreuungs- und Pflegealltag umgesetzt.

Die Teilnehmenden der Fachtagung erörterten anschließend in Arbeitsgruppen mit Expertinnen und Experten verschiedene Aspekte zur Erhaltung der Lebensqualität im eigenen Wohnumfeld und diskutierten Handlungsoptionen der Akteure.

Zentrale Fragen lauten:

- Welche Anforderungen stellen ältere Menschen an haushaltsnahe Dienstleistungen? Welche Qualitätskriterien sollten Dienstleistungen aus Verbrauchersicht erfüllen?
- Was können oder müssen Kommunen leisten, um die Versorgung und Betreuung älterer Menschen zu sichern?
- In welcher Weise können Träger der häuslichen Pflege oder Anbieter von Essen auf Rädern mehr Betreuungsaufgaben übernehmen?
- Wie können zusätzliche Versorgungs- und Betreuungsleistungen finanziert werden?

Die Veranstaltung am 25. November 2010 in Berlin fand im Rahmen des Projektes "Im Alter IN FORM: Gesund essen, mehr bewegen" in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Ernährung, den Verbraucherzentralen der Länder, der Deutschen Gesellschaft für Alter Zahnmedizin und dem Deutschen Turner-Bund mit finanzieller Unterstützung des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz statt.

Die Tagungsdokumentation wird im März 2011 veröffentlicht und kann angefordert werden bei der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen e.V. (BAGSO). Bonngasse 10, 53111 Bonn.

Senioren stützen ausländische Studis Projekt von Hochschule und Seniorenbüro Offenburg

Die Nutzung der Potenziale alter Menschen geschieht in der badischen Stadt Offenburg ganz praktisch. Die Stadt am Rande des Schwarzwalds und unweit der deutsch-französischen Grenze ist bei Studierenden aus dem Ausland mit ihren betriebswirtschaftlichen, ingenieurtechnischen und kommunikationswissenschaftlichen Fachbereichen sehr beliebt. Bereits seit acht Jahren motiviert das dortige Seniorenbüro engagierte Seniorinnen und Senioren als Helfer für die Auslands-Studierenden. Sie zeigen den ausländischen Studis Land und Sehenswürdigkeiten, helfen ihnen sprachlich, machen Exkursionen und kochen gemeinsam mit ihnen. So lernen die jungen Ausländer am besten die Kultur des Landes kennen, in dem sie Gaststudenten sind.

In einem Zeitungsbericht des Acher- und Bühler Boten vom 15.12.2010 ist zu dieser Senioren-Studentenhilfe folgendes zu lesen: „Dass die Älteren auch den Jungen erfolgreich beistehen können, zeigt ein Projekt an der Hochschule Offenburg, das jetzt mit der Hochschulperle des Stifterverbands ausgezeichnet wurde“.

In der Würdigung heißt es: „An der Hochschule helfen Senioren den ausländischen Studenten und machen damit Eindruck. Mit einer bundesweit einmaligen Initiative bereichert die Hochschule Offenburg ausländischen Studierenden ihre Zeit in Deutschland“.

Weiter wird berichtet: „Gemeinsam mit der Stadt wurden Offenburger Senioren dafür gewonnen, ausländische Studenten während ihrer Studienzeit zu unterstützen. Die Seniors helfen dabei, die deutsche Sprache zu erlernen und geben ihren Gästen die Möglichkeit, Deutschland hautnah zu

erleben. Gemeinsam besuchen sie Konzerte, Ausstellungen oder Theateraufführungen, kochen zusammen oder erkunden Sehenswürdigkeiten. Die Jury des Stifterverbandes lobte die für beide Seiten positiven Begegnungen zwischen den Generationen und Kulturen. Zurzeit engagieren sich 31 Senioren ehrenamtlich, rund die Hälfte der rund 245 ausländischen Master- und Austauschstudenten aus 60 Ländern haben das Angebot bereits in Anspruch genommen“.

Das „Senior Service“ genannte Gemeinschaftsprojekt der Hochschule Offenburg und des städtischen Seniorenbüros von Offenburg besteht seit 2002. Die ‚Hochschulperle‘ ist nicht die erste Auszeichnung. 2005 wurde das Projekt im Zuge der Kampagne „Aktionstage zum bürgerschaftlichen Engagement“ bereits als vorbildlich gewürdigt.

Drei Wünsche Eine Erzählung von Johann Peter Hebel

In der Volksschule meiner alemannischen Heimatstadt Baden-Baden las uns meine damalige Klassenlehrerin so um das Jahr 1948 der D-Mark-Währungsreform herum Johann Peter Hebels Geschichte „Drei Wünsche“ vor. Sie hat mich damals mit ihrer Feststellung der Vergeblichkeit menschlichen Wünschens tief beeindruckt. Steht sie doch für die Erfahrung, dass Glück im Leben flüchtig ist und schnell zerrinnen kann. Hoffen ist das eine, Ausdauer das andere, können wir aus den „Drei Wünschen“ lernen. Dankbar nahm ich zur Kenntnis, dass mein Sohn in seiner Grundschul-Zeit um 1980 die „Drei Wünsche“ Hebels im Unterricht ebenfalls vorgelesen bekam; immerhin drei Jahrzehnte später. Auch heute, nach weiteren 30 Jahren, ist diese Geschichte von der Nähe zwischen Glück und Pech lesenswert.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gerne besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele törichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Liese auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Taler kurzweg.

Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopfen und schon ein tiefes Loch in den Stein hinein geklopft hatten, kam durch die Kammertür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfei Anna Fritze, die im kristallinen Schloss mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr tun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend gold gestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfei sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Öldampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der

Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Bassgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel dran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wussten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. „Nun“, sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“



Bescheidener Wunsch mit schwer wiegender Folge: Ein gebratenes Würstlein bringt die Beglückten von Johann Peter Hebels Geschichte „Drei Wünsche“ in eine schwierige Lage.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt, an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünkeln an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anders zu denken, und, o weh, da war der erste Wunsch getan. Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie

Morgenrot und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. Wie gewünscht, so geschehen. Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre“, sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken; und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husarschnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren getan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollen sie wohl oder übel, so mussten sie die Bergfei bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Liese wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Liese, nachher wie vorher, und die schöne Bergfei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero Eins: Verstand, dass du wissen mögest, was du

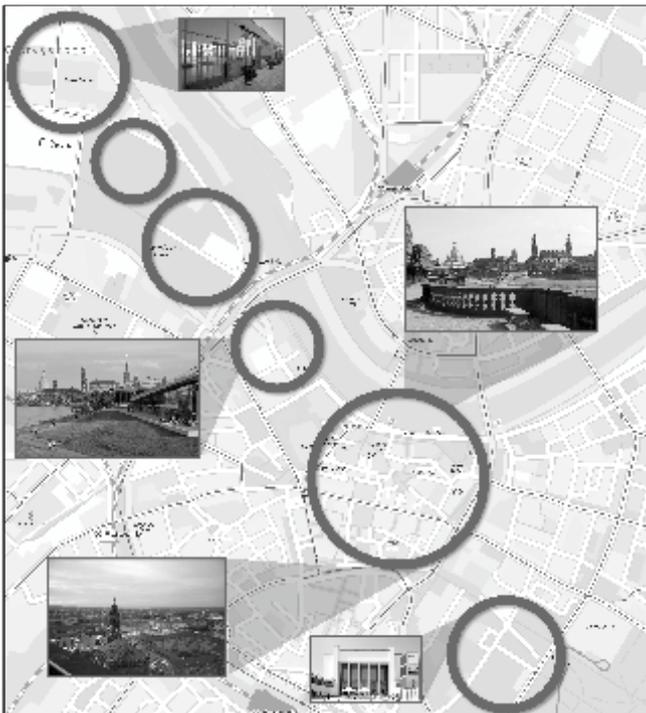
Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden.

Und weil es leicht möglich wäre, dass du alsdann etwas wähltest, was ein törichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch Numero Drei um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Perlenkette an der Elbe Kirchentag stellt Veranstaltungsorte vor

Wie eine Perlenkette ziehen sich die Veranstaltungsorte des 33. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Dresden vom 1. bis 5. Juni, an dem sich auch das ESW beteiligt, an der Elbe entlang. Diese Kette reicht vom Messegelände des Ostrageheges im Westen über die zentralen Bauten um Zwinger, Semper-Oper, Frauen- und Kreuzkirche bis zur Pirnaischen Vorstadt im Südosten mit dem Botanischen Garten und dem Eisenbahnpark. Für die Kirchentags-Veranstaltungen ausgewählt wurden 104 Gebäude, Standorte für Zeltaufbauten sowie 17 Areale für Open-Air-Veranstaltungen. Darunter sind die touristischen Sehenswürdigkeiten ebenso wie Flächen und Gebäude auf der Neustädter Seite. Auch unter den 43 Dresdner Kirchen, in denen Veranstaltungen des Kirchentages stattfinden, befindet sich manches Kleinod.



Die Lage der Veranstaltungsorte des Evangelischen Kirchentages im Dresdner Stadtplan

Der Kirchentag wird am 1. Juni mit drei Eröffnungsgottesdiensten beginnen, die am Elbufer sowie auf Neumarkt und Altmarkt stattfinden werden. Für den großen Schlussgottesdienst am Sonntag sehen die Planungen eine Bühne an der Elbe vor, so dass die erwarteten 100.000 Besucher den Abendmahlsgottesdienst vom Terrassenufer und der Neustädter Seite aus verfolgen können. Für den Fall, dass die Elbe Hochwasser führen sollte, gibt es eine Alternativvariante.

Soviel Schönheit gabs noch nie
Da es Dresden an sehr großen Veranstaltungsorten mangelt, standen die Organisatoren vor besonderen Herausforderungen, um mehr als 2.000 Veranstaltungen für über 100.000 Gäste zu planen. Mit dem bisher vorliegenden Ergebnis sind Veranstalter und Stadt sehr zufrieden. „So viel Schönheit gab es noch nie bei Kirchentagen“, meinte Geschäftsführer Hartwig Bodmann und bekannte seine große Freude, in einer Stadt wie Dresden den Kirchentag zu planen. „Wir sind dem Zauber dieses Ortes erlegen. Es soll immer noch Menschen geben, die Dresden nicht besucht haben. Nach dem Kirchentag sollte diese Zahl erheblich kleiner sein“, hofft Bodmann

Riesige Künstlerschar wirkt mit
Mehrere Monate vor Beginn des 33. Evangelischen Kirchentags steht bereits fest, dass die Veranstaltung auch mit ihrem Kulturprogramm neue Maßstäbe setzen wird. Generalsekretärin Ellen Ueberschär teilte mit Christiane Begerau und Ingolf Huhn in Dresden-Hellerau mit, dass mehr als 18.000 Künstlerinnen und Künstler am kulturellen Programm des Glaubensfestes mitwirken werden.

„In allen Bereichen des Kulturprogramms gibt es neue Rekorde bei der Anzahl der Bewerbungen und Anmeldungen zu verzeichnen“, so Ueberschär. „Mitmachen wird beim Kirchentag großgeschrieben: Allein aus Bläser- und Sängerschören werden nahezu 9.000 Personen mitwirken, davon kommen 2.100 aus Sachsen.“ Für kirchenmusikalische Konzerte hatten sich 85 Gruppen beworben, 25 mehr als beim letzten evangelischen Kirchentag 2009 in Bremen, allerdings kann nur

weniger als die Hälfte der Bewerbergruppen ihr Programm aufführen. Ellen Ueberschär resümierte: „Die Zahlen belegen eindrucksvoll, dass das Kirchentagskonzept stimmt: Kunst ist nicht die Dekoration für politische Themen, sondern Grundausstattung des Kirchentages im Dialog mit den gesellschaftlichen Fragen.“



Die Kuppel der Dresdner Frauenkirche überragt die Gebäude der Kunstakademie und der Ausstellungshalle im Lipsiusbau.

Bild: Mediaserver Dresden Marketing/Christoph Münch

Christiane Begerau, die die Verfahren der Anmeldung, Bewerbung und Auswahl von Mitwirkendengruppen erläuterte, bedauerte, „dass selbst eine so große Veranstaltung wie der Kirchentag nicht in der Lage ist, das reichhaltige Kulturangebot aufzunehmen, das wir in Sachsen vorfinden. Dem Kirchentag steht leider nur eine begrenzte Anzahl von Orten zur Verfügung. Also mussten wir eine Auswahl treffen. Trotzdem werden unterschiedliche Genres vorkommen und sowohl Neulinge als auch Erfahrene sich am Programm beteiligen können.“

Auf die Ausschreibung des regionalen Kulturprogramms hatten sich 140 Gruppen beworben. Nur 34 Projekte davon wird der Kirchentag realisieren. Organisatorin Christiane Begerau bat die abgelehnten Bewerber um Verständnis für Entscheidungen, die in ehrenamtlichen Gremien demokratisch getroffen wurden.

„Nicht nur die Zahl, sondern auch die Qualität der Bewerbungen hat uns die Auswahl schwer gemacht“, meinte Ingolf Huhn. „Aus der Fülle der Angebote könnten wir guten Gewissens mehr als einen Kirchentag bestreiten.“ Huhn lobte insbesondere die außergewöhnlich gute Kooperation mit den sächsischen Kulturschaffenden, unter anderem mit den Dresdner Musikfestspielen und verwies auf die große Anzahl an kulturellen Veranstaltungen, die den Kirchentag bereits im Vorfeld begleiten.

Größte konfessionelle Buchhandlung
Die alle zwei Jahre wieder gebildete Kirchentagsbuchhandlung ist die größte konfessionelle Buchhandlung Deutschlands. Auf dem Dresdner Messegelände wird sie sich mit fast 10.000 Büchern auf rund 2.000 Quadratmeter Fläche präsentieren. Zur Kirchentagsbuchhandlung schließen sich traditionell Buchhandlungen aus der veranstaltenden Region in einer Zweckgesellschaft zusammen.

Die Buchhandlung wird Fachliteratur zu den gesellschaftlichen und politischen Themen des Kirchentages anbieten und neben einem breiten Angebot an christlicher Literatur auch Noten, Karten, Kleinkunst und Geschenke im Sortiment führen. An den Verlagsständen können Leser sowie Fachbesucher mit Autoren und Verlegern in Kontakt treten. Für den Verkauf vom 2. bis 4. Juni 2011 werden noch Mitarbeiter vorwiegend aus dem Raum Dresden gesucht.

Rekordbeteiligung am Kirchentag
Den Kirchentag in Dresden mit gestalten möchten so viele Gruppen wie seit langem nicht mehr. Zum „Markt der Möglichkeiten“ haben sich 791 Initiativen und Organisationen beworben, darunter auch das ESW. Das ist ein Zuwachs um fast 15 Prozent gegenüber dem Kirchentag 2009 in Bremen (mit 681 Bewerbungen) und sogar 20 Prozent mehr gegenüber dem Kölner Kirchentag 2007 mit damals 656 Gruppen. Ebenfalls angestiegen sind die Bewerbungen für Gottesdienste (mit 142 fast 40 Prozent mehr als 2009 in Bremen) und kirchenmusikalische Konzerte (72 für Dresden gegenüber 61 in Bremen). Musik, Thea-

ter und Kleinkunst wollen in Dresden mit 463 Gruppen Kunstschafter auch 40 mehr als 2009 anbieten, wobei gar nicht alle berücksichtigt werden können.

Kirchentagspräsidentin Katrin Göring-Eckardt wertet diesen Bewerbungsrekord als ein Zeichen dafür, dass die Bedeutung des Kirchentages als partizipatorische Bewegung der Aktivierung immer noch wächst. „Die Menschen wollen sich engagieren, ihre Ideen einbringen und mit Gleichgesinnten etwas bewegen. Die Zahl der Bewerbungen bei den Mitwirkenden zeigt: Der Reiz des Kirchentages liegt auch in der Mitgestaltung. An ehrenamtlichem Engagement mangelt es unserer Gesellschaft nicht, vielleicht aber an Gelegenheiten, sich in demokratische Prozesse freudvoll einzubringen.“

Der Dresdener Kirchentag steht unter der biblischen Losung „... da wird auch dein Herz sein“ (Matthäus 6,21). Informationen zur Teilnahme als Besucher gibt es im Internet unter www.kirchentag.de und über das Servicetelefon 0351/79585-100.

Monat für Monat gegen den Moloch ESW-Initiator Oskar Schnetter zum hundertsten Geburtstag

Das Evangelische Seniorenwerk ESW gedenkt in freudiger Erinnerung seines Gründer-Initiators Oskar Schnetter, der 1992/1993 mit Gleichgesinnten als immerhin bereits 81jähriger die entscheidenden Impulse zu seiner Gründung setzte. Der vormalige CVJM-Sekretär, der vor hundert Jahren am 31. Mai 1911 in Thüringen als Landwirts-Sohn geboren wurde, konnte sich noch fünf Jahre an der Entwicklung des ESW erfreuen, dessen stellvertretender Vorsitzender er 1993 wurde, und starb 87jährig am 12. Juni 1998. Unvergessen sind für Schnetters Mitstreiter aber



Oskar Schnetter

auch seine mutigen missionarischen Einsätze in der NS-Zeit und seine Bücherhilfen in die ehemalige DDR.

Oskar Schnetter ist der Typ des stets lebendigen, engagierten Christen, der in der Christus-Nachfolge nicht ruht und in jeder Phase und Situation Gottes Wort hörbar und lesbar machte: Ob in der Jugendarbeit, die sein Berufsfeld wurde, in der Nazi-Diktatur, als Soldat an der Front, im Gefangenenlager, über die deutsch-deutsche Grenze hinweg und für die Betagten in der bereits zu seinen Lebzeiten älter werdenden Gesellschaft. Oskar Schnetter erkannte an seiner eigenen Alters-Aktivität sofort die Potenziale, die Kirche und Gesellschaft in den noch rüstigen Altersgruppen zur Verfügung stehen. Bereits im Herbst

1992 legte er in Kassel seine Vision von einem selbst gestalteten und selbst verantworteten Werk von Ruheständlern zur sinnvollen Lebensgestaltung und zur Mitwirkung an altersrelevanten Fragen der Gesellschaft vor.

Schnetter wusste, dass es im Leben nie zu spät ist, zum Glauben zu finden und in ihm zu wachsen. Deshalb setzte sich Schnetter dafür ein, alten Menschen als vollwertigen Partnern zu begegnen, bekämpfte drohende Ausgrenzungen Älterer und war sich ihrer Möglichkeiten als Aktivposten in der gegenwärtigen Gesellschaft an der Schwelle zum 21. Jahrhundert voll bewusst. Dies war der tiefere Grund für Oskar Schnetters Initiative zur Gründung eines aus dem Glauben getragenen Seniorenwerks von Menschen in der nachberuflichen Phase, die in eigener Souveränität über ihren Lebensstil und ihre Aktivitäten entscheiden sollten. Als er hierauf 1993 zuzuging, feierte man gerade das „Europäische Jahr der älteren Menschen und der Solidargemeinschaft der Generationen“. Schnetter packte die feierlichen Worte beim Schopfe und setzte sie in die Tat um. Sein neuer Zusammenschluss wurde dem Diakonischen Werk zugeordnet.

Monatsspruch auf der Matrize
Oskar Schnetter erhielt sein theologisches Rüstzeug nach einer kaufmännischen Ausbildung anfang der 1930er Jahre auf der CVJM-Sekretärschule in Kassel. Er war dann hauptberuflich als Jugendsekretär in Thüringen, Ostpreußen und Schlesien tätig. In dieser Zeit vor seinem Kriegseinsatz in Polen und Russland entwickelte er mit anderen von 1934 an die Auswahl monatlicher Bibelsprüche, die mit einer grafischen Bebilderung auf Matrizen bis zu einer Auflage von 500.000 pro Monat auf gelben Blättern vervielfältigt und verteilt wurden. Eine unter dem damaligen NS-Regime, das solchem biblischem Zeugnis feindlich gegenüber stand, ungemein schwierige, logistische und konspirative Arbeit. Monat für Monat wurde dem „Moloch“ Drittes Reich so die Stirn geboten. Erst 1944 verbot Propaganda-Minister

Goebbels die Herstellung der „gelben Mini-Plakate“, wie sie Schnetter selbst später nannte.

Im Krieg an der Front und im Gefangenenlager in Bad Kreuznach hat Schnetter vielen Kameraden menschlich und seelsorgerlich geholfen und beigestanden. Ein beredtes Zeugnis davon gibt seine 1946 im Oncken-Verlag heraus gekommene Broschüre „Junge Christen hinter Stacheldraht“. Nach seiner Entlassung aus der Kriegs-



Hilfe hinter dem Stacheldraht: Oskar Schnetter schilderte seine geistliche Hilfe für junge Männer im Kriegsgefangenenlager 1945/46 in dieser Broschüre „Junge Christen hinter Stacheldraht“. Repro: Privat

gefangenschaft arbeitete Schnetter als Referent und Generalsekretär im Reichsverband der evangelischen Jungmännerbünde, dem heutigen CVJM-Gesamtverband in Deutschland, in Kassel. Doch auch hier bekämpfte er Glaubens-

gegner jenseits der innerdeutschen Grenze und stützte dort unter Einengung leidende Mitchristen. Schnetter baute ab 1960 die Evangelische Buchhilfe im geteilten Deutschland aus. Hier erreichte Helmut Thielikes „Glaubensinformation“ eine Auflage von über 100.000 Stück. Die oft skurrilen Abläufe seiner Bücherhilfe für Christen in der DDR hat Schnetter in seinem Buch „Deutsch-deutsche Grenzüberschreitungen: In geheimer Buchmission von West nach Ost“ geschildert.

Überzeugend aus Überzeugung
Schnetter, der zweimal verheiratet und Vater von sieben Kindern war, wurde noch zu seinen Lebzeiten von vielen Persönlichkeiten gewürdigt. So führte der bayerische Landesbischof Johannes Hanselmann zu Schnetters 70. Geburtstag 1981 über Schnetter aus: „Wenn er redet, redet er nicht in den Wind. Nein, er findet Zuhörer. Er findet diese unter der Jugend ebenso wie bei Erwachsenen, bei den sogenannten schlichten Gemeindemitgliedern ebenso wie bei Fachleuten, bei kirchlichen Mitarbeitern an der Basis ebenso wie bei Oberkirchenräten, Kirchenpräsidenten und Bischöfen. Ja, er findet Zuhörer, weil er überzeugt, genauer vielleicht: Weil er selbst überzeugt ist und darum so wirken kann. Frage ich nach dem Grund hierfür, dann komme ich zu dem recht komprimierten Satz: Er ist dem Wort verpflichtet“.

Keine Ausgrenzung des Alters
Auch nach seinem Tod sparten Persönlichkeiten nicht mit ehrenden Worten für Oskar Schnetters Lebenswerk. Bundespräsident Johannes Rau erklärte: „Dass Oskar Schnetter sein Leben vollendet hat und in Gottes Frieden heimgegangen ist, hat mich bewegt und macht mich traurig. Er hatte festen Boden unter den Füßen und ist mir in vielen Jahrzehnten ein treuer Wegbegleiter gewesen“. Der seinerzeitige ESW-Vorsitzende (und heutige Ehrenvorsitzende) Dr. Günther Freytag dankte mit folgenden Worten: „Wir danken ihm für diesen großartigen Impuls, der in unserer Zeit mit ihren vielen gesellschaftspolitischen Problemen gerade im Blick auf die ältere

Generation von neuem den Wert und die Würde des Alters ins Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt hat und damit einer Ausgrenzung wehrte und die dritte und vierte Lebensphase in ihrer Bedeutung nicht nur für das eigene Leben, sondern auch in ihrer Bedeutung für unsere heutige Gesellschaft hervor hob“.

Erinnerungen gefragt

Die familialen Nachfahren Schnetters sind daran interessiert, Zeugnisse aus Oskar Schnetters Leben zu erfahren. Sohn Michael Schnetter bittet alle diejenigen, die ihm etwas von einer Begegnung mit Oskar Schnetter mitteilen können, dies freundlicherweise an ihn richten zu wollen: Sei es ein Erlebnis, ein Gespräch, eine Begebenheit, eine Anekdote. Michael Schnetter hat folgende Adresse: Harsumer Mühlenweg 10, 31180 Giesen, Tel. 05121/1744868, Mail: Schnetter.gleidingen@t-online.de

Das andere Alter „Senioren mittendrin“ bei Tagung des ESW-Landesverbandes Rheinland

Die ESW-Landesgruppe Rheinland lädt vom 27. bis 28. Juni zur Tagung „Das andere Alter“ in die Evangelische Akademie Rheinland ein. In Kooperation zwischen dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD Hannover und dem Evangelischen Seniorennetzwerk Rheinland geht es um Senioren als politische Gestaltungskräfte vor Ort „mittendrin“.

Referenten/Referentinnen sind Prof. Dr. Gerhard Wegner, Gabriele Winter, Gerrit Heertderks, Kirchenrat Joachim Müller-Lange und Prof. Dr. Karl Foitzik. In den Workshops werden die Projekte „TuWas“, „Kommune und Kirchengemeinde“, „Innovative Seniorenarbeit“, „Netzwerkarbeit im ländlichen Raum“ und „Seniorennetze im Internet“ vorgestellt. Das Seniorenkabarett Mecken-

heim präsentiert „Das Beste kommt zum Schluss“.

Anmeldung: Evangelische Akademie Rheinland, Mandelbaumweg 2, 53117 Bonn-Bad Godesberg, Tel. 0228/9523201.

Neue Impulse vertiefen das Leben Weitere Entwicklungsaufgaben lassen auch im Alter noch wachsen von ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl, Hamburg

Bei der Tagung des Evangelischen Seniorenforums ESF im ESW unter der Thematik „Altern lernen: Verständnis von Alterungsprozessen für Multiplikatoren in der Kirchengemeinde“ in Kassel sprach ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl zur „Auseinandersetzung mit dem Alter: Veränderungen und Entwicklungsaufgaben“. Auch das Alter, so die Feststellung Liesel Pohls, enthält noch Entwicklungsmöglichkeiten. Es stellen sich Aufgaben, die stärkende, ergänzende, begleitende und herausfordernde Impulse setzen können. Anzustreben ist eine Vertiefung des Lebens, denn auch Altern bedeutet nach Ansicht der Referentin, zu wachsen. Hier wird Liesel Pohls Referat wieder gegeben.

Ich beginne meine Ausführungen mit ein paar Zitaten zum Thema Alter, bzw. zum Altern:

- Alter, das ist Aufreizung zum Trotz, Ben Witter.
- Altern heißt, sich über sich selbst klar werden und sich beschränken, Simone de Beauvoir.
- Langlebigkeit verpflichtet jeden einzelnen, Ursula Lehr
- Mit 40 fängt man an, das Wertvolle zu

suchen, und mit 50 kann man anfangen, es zu finden, Thornton Wilder.

- Es ist schön, jung zu sein. Aber es ist auch schön, bewusst alt zu werden, Johannes Heesters.

Für mich sind diese Aussagen nachdenkenswert. Und in manchem decken sie sich mit meinen, vielleicht auch unseren, Erfahrungen. Und wenn ich das als Christin bedenke, dann ist mir bewusst, dass Gott uns mit den vermehrten Jahren ein Geschenk anvertraut, das auszupacken und zu nutzen ein hohes Gut ist.

Da traf ich in der Hamburger S-Bahn eine Pastorenfrau, deren Mann erst wenige Monate zuvor in Rente gegangen war. Sie selbst war auch nicht mehr berufstätig. Ich erzählte ihr von meinen Aufgaben, die ich damals als Seniorenbeauftragte unserer Freikirche wahrnahm und sprach auch von den Auseinandersetzungen des Alterns. Mein Gegenüber war betroffen. Ich hatte genau über das berichtet, was sie damals erlebte. Und als ich dann noch hinzufügte, dass ich für diese Lebenssituation das Wort „Senioren-Pubertät“ kreiert hätte, bestätigte sie sehr deutlich: Ja, so empfinde ich mich zurzeit. Eine Findungsphase. Die dienstlichen Aufgaben waren nicht mehr dran. Aber was galt jetzt für ihr Leben und für das ihres Mannes, und für ihr gemeinsames Leben. Was galt jetzt für sie, die als Christin nach Gottes Willen ihr Leben gestalten wollte? Haben wir uns schon mit den Fragen des Alterns auseinandergesetzt? Oder sind wir hier, um Verständnis zu gewinnen für die Menschen, denen wir in unseren Gruppen begegnen? Beides ist sinnvoll.

Ich selbst beobachte an mir, wie meine jahrelange Tätigkeit und die darin vorgegebenen Begegnungen mit älteren Menschen mich wie in eine Altersschule genommen haben. Durch das Ablesen der Lebensverarbeitung von älteren Menschen durfte ich ganz viel für mich im Vorweg bedenken und reflektieren - durch positive und auch nicht gelungene Beispiele. Ich bin den vor mir gealterten Menschen von Herzen dankbar

für ihre „Vorbilder“. Gott möge es schenken, dass ich die Spur aufnehmen kann, die mir von ihm zugedacht ist, und dass ich mein Altern als einen Reifungsprozess in der Verantwortung vor ihm immer neu bejahe und mich darin übe. Sie sehen, ich verstehe mich selbst nach wie vor als Lernende. Und unter diesem Verständnis sind wir ja alle hier zusammengekommen.

Nach der Berufszeit

Welche Fragen gehören nun zu den Auseinandersetzungen des Alterns? Ich zähle einige auf, obwohl ich weiß, dass die Verarbeitung jedes Einzelnen je der ihm und seiner Lebenssituation entsprechenden Herausforderung bedacht sein will. Nach Beendigung der Berufstätigkeit (ich verzichte auf den Begriff des „Ruhestands“, weil der zumeist heute nicht mehr den Lebenssituationen entspricht), stellen wir eventuell fest:

1. Früher fand ich stark meine Identifikation über den Beruf oder als Hausfrau über die Familie. (Krankenschwester, leitender Angestellter, kirchlicher Mitarbeiter, Handwerker). Je nach Fachwissen konnten wir sinnvoll am Leben teilhaben und mitgestalten. Wer bin ich jetzt (noch)? Darauf ist ganz neu eine Antwort zu finden.

2. Es gibt auch keine Möglichkeit mehr, meine berufliche Karriere auszubauen. „Jetzt kann ich nicht mehr weiter aufsteigen“ äußerte jemand, der bis dahin in leitender Position gearbeitet hatte. Gibt es also keine Ziele mehr, denen man nachstreben kann?

3. Nach dem Abschiednehmen aus dem Beruf ziehen die meisten Senioren noch einmal Bilanz: Stimmt bei mir das Verhältnis von Aufwand und Gewinn? Was ist bei allem Tun herausgekommen, so dass es nicht nur wirtschaftlichen Wert sondern auch mir persönlich Bleibendes bedeutet?

4. Für eine Reihe Älterer bedeutet auch die materielle Versorgung einen enormen Fragenkomplex. Für viele Senioren fällt die Rente niedriger aus als die Bezüge während der Berufstätigkeit.

„Was kann ich mir noch leisten?“ - ist dann die Frage. Aus unserer Erfahrung wissen wir, dass es sich immer leichter gestaltet, noch etwas großzügiger zu leben als umgekehrt, wenn man sich einschränken muss. Wenn das Geld nur knapp für den Lebensunterhalt reicht, dann sind viele Lebensbereiche nicht mehr zugänglich. Das hat ja Auswirkungen auf die sozialen Kontakte, auf gewisse gesundheitliche, medizinische Unterstützungsmaßnahmen, auf die Teilnahme am kulturellen Leben und, und.

Familie allein reicht nicht

5. Ich muss neu den Stellenwert der Familie für mich entdecken. Aber die Zeit, die ich während der Berufstätigkeit der Familie entzog, hat die Familienmitglieder eigenständig werden lassen. Sie haben ihr Leben ohne mich, oder nur bedingt mit mir ausgerichtet. Wer bin ich jetzt noch im Familiengefüge? Die Erziehungsarbeit ist ja auch längst zu Ende. Es bedarf der inneren Ablösung von den Kindern. Aber nicht Trennung, sondern eine Weiterentwicklung der familiären Beziehungen. Und so muss mancher klären, wie viel er noch in die Familie investieren mag oder sollte. Denn sich nur durch den Bedarf der Kinder in seinem Leben bestimmen lassen, klärt ja nicht mein eigenes Leben.

6. Eventuell erleben wir auch eine Enttäuschung der eigenen Selbsteinschätzung. Bisher hat man sich für unentbehrlich gehalten. Jetzt entdeckt man, dass niemand mehr, aus der Firma oder aus anderen Kreisen, auf meinen Rat und meine Kompetenz Wert legt. Wie wichtig bin ich noch? Und war ich leitend tätig, oder als Mutter die Organisatorin für viele Belange der Kinder, konnte ich Anweisungen geben, evtl. auch nur darum bitten, und andere oder die Kinder führten das aus. Jetzt bin ich nicht nur für die Konzeptionen zuständig, jetzt gilt es, auch die Kleinarbeit selbst zu erledigen.

7. Wenn ich im Zusammenhang mit der zu Ende gegangenen Karriereleiter schon nach dem neuen Ziel des Lebens fragte, dann will ich das noch ein wenig klarer beschreiben. Wofür lohnt

es sich ohne Berufstätigkeit noch zu leben? Es bedarf der Klärung, welche Ziele von früher nun noch tragen. Oder muss ich mir ganz neue Ziele setzen? Wer bin ich und was will ich fortan Wesentliches ausrichten? Will ich überhaupt noch einmal engagiert Leben gestalten, oder will ich meine Ruhe haben? Hobbys alleine reichen ja nicht aus. Denn wenn ich sie ständig wahrnehme, verlieren sie schnell ihren Hobby-Charakter. Wie bedeutsam können da Neu- oder Wiederentdeckungen von Fähigkeiten sein, die in mir schlummern, mit denen ich neue Aktivitäten aufnehmen kann und so auch eingebunden werde in neue soziale Netzwerke.



Rege Diskussionen schlossen sich den Referaten der ESF-Tagung an. Foto: Elisabeth Heinecke

Kontakte festigen und ergänzen

8. Und damit bin ich bei der Frage nach den geliebten Beziehungen, die ja durch den Wegfall der beruflichen Kontakte häufig vonnöten ist. Vielleicht haben wir Freundeskontakte nur sehr selten wahrnehmen können. Die Pflichten ließen es nicht zu. Eventuell waren auch die Distanzen zu groß, so dass die immer neue Belebung der guten Verbindung zueinander darunter gelitten hat. Will ich diese Beziehungen neu aufnehmen und festigen? Oder suche ich neue, bzw. noch ergänzende Kontakte, durch die ich eingebunden bleibe in eine mich stärkende, ergänzende, begleitende und auch herausfordernde Lebensgemeinschaft? In der Aufzählung: „stärkend, ergän-

zend, begleitend und herausfordernd" deute ich etwas an, welchen Wert es für mein Leben haben kann, nicht abgeschottet und nur auf mich bezogen zu leben.

9. Über den Fragen nach den Zielen und den sozialen Kontakten ist verbunden, dass ich nach dem Interessenbezug mein Leben gestalten darf, und nicht mich nur orientieren muss am Altersbezug.

Die Eigeneinschätzung: „Ich bin jetzt alt“, obwohl sich mit Eintritt in die nachberufliche Lebensphase kaum jemand alt fühlt, führt nicht zu den Möglichkeiten unserer Lebensgestaltung, die Gott uns mit den vermehrten Jahren zukommen lässt. Ich darf weiter eine Lernende bleiben, mich fortbilden, entdecken, was Gott alles in mich hineingelegt hat. Und so haben auch Interessen ihren Platz, die ich bisher immer hinten anstellen musste. Diesen Schatz zu heben, kann Hilfe zu erfülltem Leben bedeuten.

10. Selbstbestimmung heißt aber auch Selbstverantwortung. Hier bin ich selbst gefragt, zu prüfen, aktiv zu werden, Schwerpunkte zu setzen und mein Kraftmaß wahrzunehmen und auszutarieren.

11. Bei Ehepaaren liegt die Verantwortung evtl. auf vier Schultern. Aber auch in dieser engsten Lebensverbindung bedarf es der Klärung, wie und nach welchen Konzepten gemeinsam die neue Lebensphase ausgerichtet werden soll. Dass es nicht selbstverständlich ist, dass dieses enge Miteinander immer über den ganzen Tag gelingt, davon wissen viele zu berichten. Die äußeren Strukturbedingungen haben sich grundlegend geändert. Wer hat jetzt das Sagen? Wer ist für die Tagesarbeit zuständig? Wer ergreift die Initiative zu gemeinsamen Unternehmungen? Wie viel Freiheit braucht jeder für sich? Kann ich sie ihm gewähren, ohne den andern zu nerven? Welche körperlichen, planerischen und durch Aktivitäten vorgegebenen Bedingungen geben den Rhythmus an für die Tages-, Wochen-, Monats- und Jahresplanung, so dass beide Partner zu ihrem Recht kommen? Auch sich Liebende be-

dürfen solcher Klärungen.

Neue Gesellungsformen

12. Aber auch als Witwe/Witwer musste, sollte ich lernen, neue Gesellungsformen zu entwickeln.

Bisher ging ich noch nicht auf die Lernstufen ein, die durch die körperlichen, geistigen und psychischen Alterungsprozesse zu den Fragen des Alterns gehören. Auch hierzu will ich einige Herausforderungen nennen.

13. Da geht es um die Angst vor Krankheit, vor abnehmender Mobilität und um zunehmende Abhängigkeit von Menschen, deren Beistand notwendig wird. Auch die Furcht vor der Einsamkeit und einer gewissen Nutzlosigkeit gehören dazu. Wie oft fragen wir uns schon bei geringeren gesundheitlichen Einschränkungen, wie sich unser Leben weiter entwickelt. Sind wir mit konkreten Krankheiten behaftet, deren Fortentwicklung nicht zu stoppen, zwar meist noch zu verlangsamen ist, begleitet uns häufig eine sehr sensible Beobachtungsgabe. „Wie weit ist es mit mir schon gekommen?“ - bei Krebs, hohem Blutdruck und der Gefährdung eines Schlaganfalls, bei beginnendem Nachlassen des Erinnerungsvermögens. Nur einige Beispiele.

14. Sind wir dann auf Hilfe angewiesen, erleben viele die psychodynamische Verstrickungen zwischen den Pflegenden und sich selbst als Pflegebedürftigem. Das sind Belastungen, die nicht leicht zu verkraften sind, bei denen auch das eigene Leben infrage gestellt sein kann. Suizidale Gedanken bewegen dann manch einen Älteren. Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen gestatten wir uns nur selten, merken aber dann in der Realität, wie schwerwiegend sie uns einholen.

Österliche Vollendung

15. Noch bedrängender erleben viele die unmittelbare Nähe des Todes, bzw. einer Sterbesituation. Das Wissen, dass der Tod unumgänglich ist, lahmt manchen in jeglicher Weise. Schon der Tod des Partners oder von Freunden verun-

sichert uns. Im Älterwerden erleben wir das immer öfter. Die Verlust-Erfahrung lehrt mich, oft nach langer Trauerarbeit, dass ich jetzt mein Leben allein gestalten und bewältigen muss. Solch ein Prozess kann aber auch zur Vertiefung meines Lebens beitragen und dazu verhelfen, dass ich über meine eigene Endlichkeit nachdenke, und sie nicht nur tabuisiere. Auch Christen bewegen solche Fragen. Ich habe in der Sterbebegleitung sehr unterschiedlich erlebt, wie der eine zittert vor Angst, und der andere sich auf die österliche Wirklichkeit bei Gott freut. Für mich war immer klar, nicht die Ausdrucksweise während des Abschiednehmens bestimmt, ob wir in Gottes Nähe bleiben. Tröstlich ist für mich, dass Gott selbst in seiner Liebe vollendet und schließlich zu sich ruft.

16. Es gehört aber schon früher zum eigenen Leben, dass ich den Sinn meines Lebens finde und mich einübe, aus der Kraft zu leben, die mir von Gott geschenkt wird. Dazu hören wir im Beitrag von Herrn Schroth gewiss noch mehr. Ebenso zu dem großen Komplex des biographisch bedachten Lebens, bei dem es darum geht, zur Abrundung des Lebens zu finden. Und dazu gehört dann noch die Frage nach Hoffnung, wie ich dazu Zugang bekomme und wie ich mit ihr Perspektiven für mein Alter gewinne.

17. Andeuten will ich noch, dass wir im Fortschreiten unseres Lebens erleben, dass sich gesellschaftlich, aber auch bei uns selbst, Werte und Normen verändern. Können wir das ehrlich zulassen? Oder sind wir so beharrlich und Traditionsorientiert, dass wir bei allen Veränderungen blockieren? Tradition bedeutet ja Kontinuität und Wandlung. Leben wir nur nach alten Mustern, entsprechen wir diesen auch nicht mehr, denn sie sind in ihrer Zeit entstanden und haben so ihre Gültigkeit erhalten.

Leben ordnen

Vielleicht dachten wir, Entwicklungsphasen machen nur junge Menschen durch. Dass wir auch beim Altern noch weiter erwachsen werden, und dass wir in unserer Mitarbeit danach gefragt sind,

wurde Ihnen vermutlich bei dieser langen Auflistung von Herausforderungen deutlich. Charlotte Bühler unterscheidet die Entwicklungsphasen in den jeweiligen Altersstufen folgendermaßen: „Die Lebensphasen vollziehen sich in einem „Dominanzwechsel der Strebungen“: in der Kindheit geht es um „Bedürfnisbefriedigung“, in der Jugend geht es um „selbstbeschränkende Anpassung“, im Erwachsenenalter bedarf es der „Selbstverwirklichung“ und im Alter geht es um die „Herstellung einer Ordnung“.

Gaben einbringen

Wir sprachen über die Altersphase/n. Vielleicht ist es uns eine Hilfe, zum Schluss darüber nachzusinnen, wie unser Alter vor Gott gelebt werden kann. Ich greife dabei Gedanken von Pastor Honold auf:

- Im Alterwerden dürfen wir befreit von der drückenden Last der Arbeit das Leben, was Jesus uns anbietet, wenn er sich Erschöpften und Belastenden zur Seite stellt.
- Als Ältere dürfen wir ganz frei sein, um unsere speziellen Gaben als Aufgaben für die Gesellschaft und unsere Kirchen einzubringen.
- Die Jahre haben es uns gelehrt, wie wenig wir durch Selbstbestimmung unserer Bestimmung gerecht werden. Aber wir dürfen uns vom guten Hirten führen lassen.
- Im Alter kann das Erleiden von Alterskrankheiten und das Erleben der uns zugewandten und unermesslichen Kraft Gottes, die gerade in der menschlichen Schwachheit zu ihrer Vollendung kommt, zusammen erlebt werden.
- Im Alter haben wir die Möglichkeit, im Glauben noch mehr zu wachsen und dadurch erwachsen zu werden.

Das letzte Wort, das ich als Theologe und auch als Politiker zu sagen habe, ist nicht ein Begriff wie „Gnade“, sondern ist ein Name: Jesus Christus

Karl Barth

Geborgen in der Versöhnung Altern lernen: Biographischer Ansatz am Lebenslauf mit wichtigen Erfahrungen von ESW-Vorstandsmitglied Fritz Schroth

Auf den biografischen Ansatz in der Arbeit mit Multiplikatoren in der Seniorenarbeit kam bei der ESF-Tagung Ende letzten Jahres in Kassel ESW-Vorstandsmitglied Fritz Schroth zu sprechen. Schroth bezeichnete die Versöhnung mit der eigenen Lebensgeschichte als wichtigen Umstand für die Geborgenheit des Christen in seinem Alter in Gott. Innerer Friede, auf dass es im Alter Licht werde, wünschte der Referent seiner Zuhörerschaft zur Weitervermittlung in der Seniorenarbeit. Hier Fritz Schroths Kasseler Vortrag.

Liebe Schwestern und Brüder! Lassen Sie mich mit einem Gedicht beginnen, das ich von einer alten Frau in einer evangelischen Gemeinde vor zwei Jahren in Kasan in Russland hörte:

Das Alter

Das Alter ist kein guter Gast,
eh du es denkst, hat's dich umfasst.
Es hemmt die Kraft, es senkt den Mut.
Es kühlt das arme Herz und Blut.
Es hemmt mit Macht den scharfen Schritt.
Es bleicht das Haar, es schließt das Ohr.
Es macht den Augen Tränen vor
und nimmt den Glanz der Schönheit mit.
Es zieht die Zähne aus dem Mund
und macht uns schwächer jede Stund.
Es stampft sogar in das Gehirn,
zerrunzelt wird die glatte Stirn.
Und auch das Denken wird mir schwer.
Ach wenn ich doch so alt nicht wär!
Die Hände sinken in den Schoß.

Zur Arbeit ist der Mut nicht groß.
Die Beine werden steif und schwer.
Der Rücken krümmt sich mehr und mehr.
Doch muss man's tragen mit Geduld.
Wir sind doch nicht am Alter schuld!

Aus diesem Gedicht strahlt sowohl die Mühsal des Alters, als auch ein positives Annehmen der Herausforderung durch. Vom Dichter Manfred Hausmann gibt es eine Rede, die er an seinem 85. Geburtstag vor dem Bremer Senat gehalten hat, der ihn geehrt hat:

„Das Schicksal oder der, der uns das Schicksal schickt, billigt dem Menschen nur eine begrenzte Lebenszeit zu. Je mehr Jahre einer hinter sich bringt, um so weniger hat er vor sich. Das ist ebenso simpel wie betrübliche Wahrheit. Sie macht jeden Geburtstag, bei Licht besehen, zu einem Trauertag. Erst recht einen 85. Warum gerade dann Feier und Ehre? Eine Beileidsbekundung wäre angebrachter. Denn je weniger dahinfliegen, um so häufiger muss er auf Dinge und Fähigkeiten verzichten, die ihm lieb und wert waren. Und je häufiger er verzichten muss, um so eher ist er geneigt, es mit dem Sänger des 90. Psalms zu halten, der meint, Mühsal und Beschwer seien noch das beste im Leben. Nein, es ist nicht mit der Köstlichkeit des Alters. Altwerden bedeutet: Entsagung, Mangel, Krankheit, Quälerei und Preisgegebenheit. Aber, meine Damen und Herren, steht es denn wirklich so? Nur so? Es lässt sich nicht leugnen, dass dem alternden Menschen eine Last nach der anderen auferlegt wird. Aber es lässt sich auch nicht leugnen, dass er dafür einen Ausgleich erhält. Und keinen geringeren. Mag er vieles nicht mehr können, einiges kann er doch. Er kann es nicht nur, er kann es sogar besser als zuvor. Es ist, als offenbare sich erst dem alten Menschen in diesem neuen und intensiven Annehmen der Dinge und Geschöpfe ihr eigentlich Wesen auf dieser, trotz allem, so schönen und geliebten Erde. Vieles von dem, was er früher als Selbstverständlichkeit betrachtet hat, wird jetzt zu einem kostbaren Segen. Und dann bleibt es nicht aus, dass

ihn ein großes Gefühl vom Kopf bis zu den Füßen durchschauert, immer wieder: Dankbarkeit. Der alte Mensch wird, wenn er nicht von allen guten Geistern verlassen ist, was freilich auch vorkommt, fast zwangsläufig zu einem dankbaren Menschen.“

Ein Wort von Marie Luise Kaschnitz: „Das Alter ist für mich kein Kerker, sondern ein Balkon, von dem man zugleich weiter und genauer sieht.“

Zweimal Demenz

Wie ist das mit der Bewältigung des Lebens, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart reicht? Vor knapp drei Wochen hatte ich so ziemlich hintereinander zwei Telefonate. Das eine Gespräch war mit einem Zeitungsredakteur, den ich fragte, wie es ihm ginge. Nicht so gut, antwortet er, denn mein Schwiegervater über 90 Jahre alt, hochgradig dement, bei ihm kommt alles Unverarbeitete hoch: Eine unglückliche Ehe, schreckliche Kriegserlebnisse und wir können die Dinge nicht ordnen, bekommen keinen Zugang zu ihm in sein Denken. Das zweite Gespräch war mit dem Evangelisten Klaus Vollmer. Ebenfalls seit Jahren dement, kann sich aber immer wieder gut an mich erinnern, da ich ihn öfters anrufe, zumal wir viel zusammengearbeitet hatten. Beim letzten Gespräch sagte er, Du Fritz, ich habe für mich eine große Entdeckung in der Bibel gemacht. Ich frage zurück, welche? „Für mich gilt jetzt: Und um den Abend wird es licht! Dieses Wort der Heiligen Schrift habe ich für mich entdeckt“ Und er lachte dabei. Es war ein getrostes Lachen.

Drei Momente erfolgreichen Alterns

Zum erfolgreichen Älterwerden gehören drei Bereiche:

1. Langfristige Ziele haben
2. Körperliche und geistige Fitness
3. Innerer Frieden.

Um Letzteres geht es mir heute. Wie wird das Leben bewältigt, wie stellt sich der innere Friede

in der Gegenwart ein, um nicht ein Getriebener in der Gegenwart zu sein? Anselm Grün sagt: „Es gilt die Vergangenheit und Zukunft gleichermaßen loszulassen“. Die Bewältigung ist für den Einzelnen sicherlich ganz unterschiedlich. Die Fragen stellen sich auch ganz unterschiedlich. Man kann ihnen auf Dauer aber nicht ausweichen. Automatisch kommt die Lebensweisheit des Alters nicht. Im Gegenteil, eine passive Haltung kann gefährlich sein. Das lehrt uns ein kurzer Blick in das Alte Testament:

Negatives Beispiel

Ein negatives Beispiel sehen wir am Beispiel des Priesters Eli (1. Sam. 1-4). Er ist passiv in seinem Amtsverständnis. Er ist nur in Silo, alle mussten zu ihm kommen. Er ist ferner passiv in seiner Motorik: Seine Haltung besteht in Sitzen und Liegen mit den Folgen Übergewicht, Katarakt, Muskelabbau, Gangunsicherheit, tödlichem Sturz. Auch ist er passiv in seiner Erziehung der Söhne. Schließlich ist er passiv in seiner Gottesbeziehung: Er verliert sein Priesteramt und auch die Verheißung.

Aber auch David ergeht es im Alter nicht besser. David hört aus Altersgründen auf, zu kämpfen und damit auch für den Kampf zu trainieren. Zum Beruf des Kriegers gehört aber wesentlich das Training. Er verliert die Herausforderung und Aktivität, sitzt und regiert und erlebt die „Rentenfalle der Passivität“ mit den gesundheitlichen Folgen (1. Könige 1,1): „König David war sehr alt geworden. Weil er immer fror, hüllte man ihn in Decken ein; aber auch davon wurde ihm nicht wärmer.“ Der kalte (durchblutungsgestörte) alte David mit den Folgen weiterer Passivität. „Sein Vater hatte ihn (Adonia) immer sehr nachsichtig behandelt und ihn nie wegen irgend eines Verhaltens zur Rede gestellt.“ Er lässt die Dinge laufen. Beinahe kommt es zum Verlust der Heilsgeschichte (V.18). „Aber jetzt ist Adonia König geworden, und du, der regierende König, weißt nicht einmal davon.“ David ist nicht mehr informiert (V.29-30). „So gewiss der Herr lebt, der mich aus aller Not gerettet hat“, sagte David, „du hast recht. Ich hab dir beim Herrn, dem Gott

Israels, geschworen, dass dein Sohn Salomo und kein anderer mein Nachfolger werden soll. Und jetzt löse ich meine Zusage ein!“ David wacht erst auf, als ihn die volle Wahrheit trifft. Der alte Salomo steht für die Torheit des Alters: Die negative Langzeitwirkung des guten Lebens und fremder Einflüsse wird unterschätzt. (1.Kö.11,4): „Insgesamt hatte er 700 Ehefrauen und 300 Nebenfrauen. Sie hatten großen Einfluss auf ihn. Als er älter wurde, brachten sie ihn dazu, andere Götter zu verehren. Er hielt nicht mehr mit ungeteiltem Herzen zum Herrn, seinem Gott, wie es sein Vater David getan hatte.“ Aus dieser Sicht waren Eli, David und Salomo im Alter wenig erfolgreich.

Wegweisendes Beispiel

Aber Kaleb ist das große, positive und wegweisende biblische Beispiel (Jos.14,10 + 11.): „Seither sind 45 Jahre vergangen, und der Herr hat mein Leben bewahrt, wie er es mir versprochen hatte, in der ganzen Zeit, während die Israeliten in der Wüste umhergezogen sind. Sie mich an! Ich bin 85 Jahre alt und bin noch genauso stark wie damals, als Mose mich ausschickte, und kann noch ebenso gut in den Krieg ziehen.“

Wir werden ernten, was wir säen, daran wird wohl niemand von uns vorbeikommen. Was wir brauchen, ist eine versöhnte Vergangenheit. Nötig ist eine geheilte Erinnerung. Dazu die Einsicht, dass diese Zeit eine begrenzte ist: „Unsere Tage zu zählen, lehre uns; dann gewinnen wir ein weites Herz“.

„Dein Alter ist wie deine Jugend“, so heißt es im Buch Mose. Das gilt im Blick auf die Frage der Bewältigung der Vergangenheit. Gomez Davila sagt: „Der Gesprächspartner des Einsamen ist die gesamte Vergangenheit“. Wie wird die Vergangenheit bewältigt? Und er vermerkt: „Nichts was sich addieren lässt, hat ein Ende in Fülle“. Was irgendwann gesät wurde, geht als Frucht auf! Es ist ein seelsorgerliches Thema. Das Wort Seelsorge kommt im Neuen Testament nicht vor, wohl aber die Sache selbst, mit dem Ruf in die

Nachfolge. Seelsorge ist keine kirchliche Psychologie, sondern die Arbeit, dass der Mensch ein liebendes, vertrauensvolles und geheiltes Verhältnis zum Herrn bekommt.

An Grenzen wachsen

An den Grenzen unseres Lebens wachsen die besten Einsichten: In Leid, Tod und Schuld. Wo immer diese Grenzen sich zeigen, entsteht eine tiefe Sehnsucht, dass das Leid und die Schuld nicht die letzte Antwort sein können, und der Tod nicht die letzte Antwort ist. Diese Sehnsucht ist in uns Menschen angelegt. Im Musical „Halleluja Billy“ vom Broadway heißt es: „Ich habe den Vater gefragt, warum der Himmel so weit ist.....“

Unbereinigte Schuld wirkt auf dreifache Weise: Sie richtet sich gegen Gott, gegen den Nächsten und zerstört am Ende den Täter selbst! Wir leben gleichzeitig auf drei Ebenen der Beziehung: Zu Gott, dem Nächsten und zu uns selbst. Jede Kränkung auf einer Ebene beeinträchtigt auch die anderen Ebenen. Und es gibt ein Schuldig-Werden auf diesen drei Ebenen. Verbitterung ist die Folge, wenn die Beziehungen nicht geklärt und ein mögliches Schuldig-Werden nicht entsorgt wird. Was in früheren Jahren gesät wurde, geht im Alter auf. Familiengeschichten des Alten Bundes, zum Beispiel bei den Ervätern, haben es in sich! Sie können uns einiges lehren. Demgegenüber gilt: Ich darf mich meiner biographischen Vergangenheit stellen. Das Belastende zu verdrängen bringt weder Versöhnung, noch Frieden. Unsere Schwäche darf zum Landeplatz der Liebe Gottes werden. Darum brauche ich meine Vergangenheit nicht zu verdrängen, ich darf und kann damit schöpferisch umgehen. Im Folgenden möchte ich diesen Weg entfalten.

Belastungen verarbeiten

1. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, den Problemen nicht auszuweichen. Es fällt uns schwer, uns unangenehmen Wahrheiten zu stellen. Probleme zu haben, ist uns peinlich. Nur kann uns so nicht geholfen werden. Die Besserung beginnt damit, zuzugeben: Ich bin

krank, ich bin voller Ängste, ich bin rückfällig geworden und Ähnliches. Reaktionen, die einen Wandlungsprozess aufhalten, können sein:

- Die Verharmlosung der Schwierigkeit
- das Überspielen der Probleme
- wir projizieren die Probleme auf andere und werden sehr schnell zu Anklägern
- wir dramatisieren die Schwierigkeiten

2. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, auch dem Schmerz über so viel Versäumtes Raum zu geben. Ohne Trauer gibt es keine echte fruchtbare Verarbeitung des Leidens. Wer nicht fähig zur Trauer ist, der ist auch nicht fähig zur Liebe. Bei Gott sind Liebe und Schuld immer zusammen gebunden. „Also hat Gott die Welt geliebt...“ Nur was ich geliebt habe, kann ich auch betrauern. Wie viel Schuld ergibt sich aus der schuldig gebliebenen Liebe!? Diesem Schmerz Raum zu geben ist etwas anders, als in Selbstmitleid flüchten.

3. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, zur richtigen Deutung zu kommen. Welche Bedeutung etwas Erlebtes für unser Leben hat, hängt ganz von den Deutungen ab, die wir einem Erlebnis geben. An nichts wachsen und reifen wir mehr, wie gerade an den Schwierigkeiten. Die Stunde des Erfolgs prägt nicht. „Wir sind Bettler das ist wahr“ (Martin Luther), solche tiefen Stunden, gehören zu den besten Stunden unseres Lebens.

4. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, das Ganze des Lebens zu sehen. Oft schnüren uns aktuelle Sorgen so ein, dass wir kaum noch atmen können, dass wir nichts anderes mehr sehen können. Darum ist die Distanz nötig. Es ist ebenso nötig, nicht nur die Teilbereiche zu betrachten, sondern das Ganze des Lebens, das Ganze der Beziehungen zu sehen. Jede Korrektur sollte auf der Basis der Ganzheit des Lebens erfolgen.

5. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten

heißt, Lösungsideen zu sammeln. Gedanken aufschreiben, wenn ich nach „Aus-Wegen“ suche! Nicht gleich beim ersten Punkt hängenbleiben. Jedes Problem birgt in sich schon die Lösung. Sie heraus-hören, ans Licht zu bringen, ist die Aufgabe.

6. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, Entscheidungen zu treffen. Entscheidungen zu treffen fällt schwer, wenn die Angst vor Verantwortung uns beherrscht. Aber Leben heißt auswählen. Um Entscheidungen zu treffen, braucht es Überblick, Entschlusskraft und Widerstand gegen Versuchungen.

7. Schöpferischer Umgang mit Schwierigkeiten heißt, die Quellen der Kraft zu entdecken. Das ist möglich in den Klage-Psalmen Psalm 22, 73 usw.; das Gebet, in dem ich meine Enttäuschungen, meine Bitterkeit vor Gott beschreibe. Trostquellen können auch ER-innerungen sein, denn ER, unser Herr, ist doch innen, auch in unserer Lebensgeschichte.

Die Zeit nutzen
Carpe diem: Nütze die Zeit. Von hier aus gesehen, sind „Kalenderblätter...die einzigen Wertpapiere, deren Kurs wir selbst bestimmen“.

Nun lassen Sie mich noch einen Bereich ansprechen, der aus der Vergangenheit in die Gegenwart und Zukunft reicht: Wie gehen Menschen mit dem Ahnen des Todes um? Was hilft, wenn der Tod in den Blick kommt, außer Verdrängung und Aktivität? Beten, ist die Antwort Carl Zuckmayers in seinem Gedicht „Nachtgebet“.

Nachtgebet

Junge Leute werden manchmal wach und wissen, das sie sterben müssen. Dann erschauern sie kurz und sehen verschiedene Bilder und denken: Jeder muss sterben, und: Es ist noch Zeit.

Alte Leute werden manchmal wach. Und wissen, dass sie sterben müssen. Dann wird ihr Herz bang, denn sie haben gelernt, dass niemand weiß wie Sterben ist, dass keiner wiederkam, davon zu künden, dass sie alleine sind, wenn das Letzte kommt. Und wenn sie weise sind, dann beten sie. Und schlummern weiter.

Carl Zuckmayer

Ziel ist, ein versöhntes Leben mit der eigenen Vergangenheit, in und mit der eigenen Familie, mit den Kindern, der Umwelt und mit Gott. Ich habe zwei Lieder gefunden, die vom Versöhnt-Sein des eigenen Lebens vor Gott zeugen:

Das erste dieser beiden Lieder wurde in Stalingrad gedichtet und lautet folgendermaßen:

Erscheinen meines Gottes Wege
mir seltsam rätselhaft und schwer,
und gehen die Wünsche, die ich hege,
still unter in der Sorgen Meer:
Will trüb und schwer der Tag verrinnen,
der mir nur Schmerz und Qual gebracht,
dann darf ich mich auf eins besinnen.
Dass Gott nie einen Fehler macht!

Wenn über ungelösten Fragen
mein Herz verzweiflungsvoll erbebt,
an Gottes Liebe will verzagen,
weil sich der Unverstand erhebt,
dann darf ich all mein müdes Sehnen
in Gottes Rechte legen sacht
und leise sprechen unter Tränen:
Dass Gott nie einen Fehler macht

Das zweite Lied hat folgenden Text:

Wenn Frieden mit Gott meine Seele durchdringt,
ob Stürme auch drohen von fern.
Mein Herze im Glauben doch allezeit singt:
Mir ist wohl, mir ist wohl in dem Herrn“

Darin liegt eine tiefe Geborgenheit, die ich uns allen wünsche. Zum Schluss ein Zitat von Immanuel Kant: „Der Himmel hat den Menschen als Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten drei Dinge gegeben: Die Hoffnung, den Schlaf und das Lachen.“



Die Helferschaft der gastgebenden freireligiösen Gemeinde der „Kirche am Hof“ stützte die ESF-Tagung nachhaltig
Foto: Elisabeth Heinecke

Von Altem befreit - sich Neuem öffnen ERF-Radiosendung „Hier werde ich gebraucht“ mit dem ESW

In Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Seniorenwerk ESW strahlte der Evangeliumsrundfunk Wetzlar ERF Anfang des Jahres eine weitere Sendung unter dem Thema „Hier werde ich gebraucht“ aus. Die halbstündige Radiosendung, die Dr. Horst Marquardt und ESW-Vorstandsmitglied Liesel Pohl zusammen stellten, thematisierte die Aktivitäten, die sich Ruhestandlern bieten. Indem man im bisherigen Leben Bestimmendes loslässt, gewinnt man die Freiheit für Neues, war der Tenor der Sendung.

ESW-Vorsitzender Klaus Meyer widmete sich unter dem Motto „Den Jahren leben geben“ der Frage „Was nun?“ nach einem langen Arbeits- und Familien-Leben. Von der seitherigen Pflichterfüllung freigestellt, atmen viele Ältere auf. Dennoch kommt der Punkt, wo jenseits von Hausarbeit, Reisen, Ordnen der Wohnung und Spazieren ein Leerlauf entsteht. Die sich überflüssig empfindenden Älteren sollten dann wie einst als Jüngere Pläne und Visionen entwickeln: Nochmals Aufgaben übernehmen, damit es ihnen selbst und anderen besser geht.

Denn nicht bei allen alten Menschen läuft es glatt, wie Meyer sagte: Altersarmut nimmt zu, auch entstehen neue gesundheitliche und pflegerische Bedarfe. Hier Hilfe anzunehmen, ist keine Schande, denn es besteht ein Rechtsanspruch darauf. Auch für die eigene Hilfebedürftigkeit gelte es, Vorsorge zu treffen: Eine kleinere Wohnung nehmen, Erbangelegenheiten klären, Vorsorgevollmacht erteilen, mit Angehörigen das weitere Kommunizieren absprechen und die Gestaltung der Trauerfeier im Vorhinein bedenken. So könnten die Ruhestandsjahre wie einst die Berufszeit aktiv gestaltend gefüllt werden in der Gewissheit, dass ich im Hause des Herrn bleibe immerdar.

Liesel Pohl sprach sich in ihrem Sende-Beitrag dafür aus, im Alter neue Lebensbereiche in den Blick zu nehmen und weiter zu reifen. Mit dem Eintritt in den Ruhestand brauche man mit dem Leben nicht fertig zu sein. Gott befreie uns stets von Lasten, damit wir eine neue Zukunft erhoffen können. Nach Einschränkungen im seitherigen Leben gewinne man nun die Chancen, neue Lebens-Möglichkeiten wahrzunehmen. Mitmenschen gegenüber, die uns enttäuscht hätten, solle man eine segnende Haltung einnehmen. Wichtig seien auch im Alter Kontaktpersonen, mit denen man sich austauschen könne und mit denen man gemeinsam betet. Von Überforderung soll man sich befreien, man darf und soll im Alter auch Aufgaben abgeben. Vielmehr darf man sich dem Wohlwollen des Herrn frei geben.

Sieben Tugenden

In sieben Tugenden, die mit dem Buchstaben „L“ beginnen, summierte Liesel Pohl die Altersweisheit: Das eigene Lächeln als Erstes strahlt auch von anderen zurück. Das Laufen hält zweitens fitt, denn wer rastet, der rostet. Zum Lernen, etwas Neues anzufangen, ist es zum Dritten nie zu spät, wie schon Martin Buber wusste. Das Loslassen viertens bewahrt vor dem Anklammern: Es geht darum, so zu leben, als hätte man dies und jenes gar nicht erst gehabt. Das Leiden bedeutet fünftens auch ein Mitleiden mit dem Leid anderer. Im Lieben nährt man sechstens auch die Hoffnung auf Künftiges. Und im Loben dankt man siebtens für das Gute, das man erfahren durfte.

Leserbrief:

Die erste Stunde

Ein Gründer sieht das ESW auf gutem Weg

In einem Leserbrief zu unseren ESW-Informationsbriefen und -Sonderveröffentlichungen an ESW-Vorsitzenden Klaus Meyer sieht Harald Richter aus Schleswig-Holstein das Evangelische Seniorenwerk in seinem Eintreten für das selbstständige Agieren der alten Christen in der Kirche auf einem guten Weg. Richter gehörte 1993 mit Oskar Schnetter, dessen 100. Geburtstag wir an anderer Stelle würdigen, zu den Gründern des ESW; er bezieht sich vor allem auf die ESW-Jahrestagung vom September 2010 in Bonn und die daraus entstandene Sonderveröffentlichung „Einmischen Mitmischen: Die Jungen Alten in Theologie, Kirche und Diakonie“. Harald Richter schrieb das Folgende.

„Sehr geehrter Herr Meyer, großartig der Perspektivwechsel in der theologischen Diskussion. Endlich Realität im Gespräch kirchlicher Gremien, Kirchen leitender Frauen und Männer innerhalb der EKD und derer, die solche Ge-

sprache moderieren. Vielleicht ändert sich nun auch in der nächsten und übernächsten Generation der Pastoren das anwaltschaftliche und versorgende Altersbild. Ob aber ein Kurswechsel der Kirche dann noch möglich ist? Was ist, wenn die heutigen jungen Alten dann längst schon von Bord gegangen sind?

Mit Ihnen, zu denen ich damals noch zählte, wollten wir als Seniorenwerk in unseren Kirchen den Kurswechsel ermöglichen. Als Oskar Schnetter in unserem Auftrag alle Kirchen im Lande schriftlich fragte, ob sie Interesse an unserem Angebot hätten, war, ich meine mich zu erinnern, von einer Ausnahme abgesehen, die Antwort eindeutig, bestimmt und stereotyp: ‚Wir brauchen keine Hilfe! Altenarbeit geschieht in unseren Gemeinden‘. Das wussten wir auch. Aber wie geschieht sie dort? In Eigenverantwortung der Alten, ihrer (wie den Jungen) zugestanden Würde gemäß? Wir waren dann so bescheiden, uns zumindest nur einen Ansprechpartner in jeder Kirche zu nennen. Fehlanzeige, mit wenigen Ausnahmen. Unsere Generation, die der jetzt in der Dritten Generation lebenden Alten, kam aus Zeiten des Gemeindeaufbaus, der Haushälterschaft, der Jugend-, Frauen- und Männerarbeit. Wir hatten mitgeholfen, in unseren Kirchen das Jugendwerk, nach dem Krieg vor allem auch das Frauenwerk, stark zu machen. War es nicht an der Zeit, endlich das Seniorenwerk zu schaffen und ähnlich in unseren Kirchen zu verankern?

Großartig empfinde ich die theologische Diskussion heute, großartig sehe ich, wie unser Evangelisches Seniorenwerk heute in seiner Bonner Mitgliederversammlung vom September 2010 diskutiert und das in der seinen Mitgliedern zugesandten Dokumentation nieder legt. Einen herzlichen Dank dem Vorstand und allen Mitarbeitern. Es legt uns Damaligen dar, was wir wollten, aber nicht erreichten. Erreicht wurde in den Jahren seit der Gründung des ESW sehr viel. Erreicht wurde, da die Kirchen uns als Werk nicht wollten, dass wir als Fachverband des Diakonischen Werks der EKD zunächst überwintern konnten, bis endlich bessere Zeiten kommen. Es ist ja nicht ganz ausgeschlossen, dass einzelne

Kirchen zu Vorreitern werden, mit ihren "Jungen" Alten von unten her ein landeskirchliches Alten-Werk aufzubauen. Aber realistisch ist das nicht, da sogar, wenn man an die Gründung der Nordkirche denkt, sich nicht nur die Alten, sondern alle Gemeindeglieder an der Verfassung dieser neuen Kirche nur über die Teilhabe an Kirchenvorstandswahlen beteiligen können.

Bei Gründung unserer Landeskirche in Schleswig-Holstein hatte seinerzeit wenigstens Preußen noch mit Urwahlen zur verfassungsgebenden Synode auf sein staatskirchliches Privileg verzichtet. Undenkbar ist es heute, dass Landeskirchen zur Betreuung ihrer Alten auf etablierte Gremien verzichten zugunsten von Vertretungen, die diese Alten selbst wählen, und denen Mitsprache- und Entscheidungsrechte gewährt werden.

Zum Glück sieht es in den Kommunen schon anders aus. Dort sind vielfach aus Wahlen hervorgegangene Seniorenbeiräte entstanden. Dort können die "Jungen" Alten lernen, sich verantwortlich einzubringen. Für uns als Evangelisches Seniorenwerk bleibt das auch nach so vielen Jahren immer noch ein erstrebenswertes Ziel. In unseren Leitsätzen aber müssen wir von der Realität ausgehen, dass jedes Mitglied für sich allein sich einmischt und mitmischt. Wir fordern zwar von Kirchen und Gesellschaft aktive Beteiligungsmöglichkeiten, aber wie versuchen wir, diese Beteiligungsmöglichkeiten zu erreichen? Durch die Kompetenzen und Ressourcen unserer weitgehend selbstbestimmt und selbst organisiert lebenden Mitglieder; das ist die Antwort in unseren Leitlinien. Das aber heißt ja nichts anderes, als dass unser Seniorenwerk aus lauter Einzelkämpfern besteht. Das ist gut so, muss wohl auch so bleiben, bis sich zahlreiche Einzelkämpfer verbünden, um gemeinsam (durch einen schwierigen Aufbau von unten, durch Mitgliederwerbung und gemeinsame Selbstorganisation dort, wo wir mitentscheiden wollen) durch Druck von unten Kirche und Gesellschaft zu zwingen, einen Teil ihrer Verantwortung für die Alten den Alten selbst zu überlassen. Es ist noch nicht zu spät, um nach dem Perspektivwechsel einen Kurswechsel einzuleiten.

Verstehen Sie diese Gedanken bitte nicht als Kritik, sondern als Antwort, weil Sie ja Rückmeldung erbeten hatten. Mit freundlichen Grüßen, Ihr Harald Richter, Mitbegründer des Evangelischen Seniorenwerks".

Für Sie gelesen....

....von Hans Steinacker

Aus dem Tagebuch eines Athos-Pilgers Pilgern ist in. Und das hat seinen besonderen Reiz, wenn es auf der abgeschiedenen, etwa 50 Kilometer langen, nordgriechischen Halbinsel Athos mit seinem Heiligen Berg geschieht. Ein Münchener hat sich ein Sondervisum beschafft, um mit Wanderschuh und Rucksack die autonome, frauenlose Mönchsrepublik mit ihren zwölf Großklöstern zu durchstreifen. Und das hieß, die Stille des noch von Touristen frei gehaltenen Paradieses und die Gastfreundschaft der Mönche zu „genießen“. Unvergessliche Höhepunkte waren die nächtlichen, stundenlangen Gottesdienste mit ihren uralten byzantinischen Riten. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Die dort lebenden, fast 3.000 griechischen, russischen, serbischen und bulgarischen Mönche verbreiten in den nächtlichen Feiern ihrer Gottesdienste und Gebetszeiten die fröhliche Gewissheit, dass diese Welt nur noch besteht, weil sie vom Gebet der Kinder Gottes gehalten wird. Der Autor vertraute seinem Tagebuch an, dass er nicht als Eindringling kam, um diese abgeschiedene Welt mit ihren eigenen Regeln und Besonderheiten zu erkunden. Er wollte sich in der Gemeinschaft und durch den Austausch mit den Mönchen und den ihm begegnenden Pilgern neu auf das Wesentliche im Leben einlassen.

Helmut A. Haffner: Begegnungen auf dem Heiligen Berg Athos. Pappband, 172 Seiten, 49 Farbfotos. 22,80 Euro Verlag Der Christliche Osten

Hoffnung für Leseratten und Bücherwürmer
Das Buch ist die größte Erfindung der Mensch-

heit. Das meinen die beiden Autoren Umberto Eco, der italienische Bestsellerautor und Philosoph, sowie der berühmte französische Drehbuchautor Jean-Claude Carrière. Beide sind leidenschaftliche Sammler und Bücherliebhaber. Das Buch sei wie der Löffel, das Rad oder die Schere. Sind diese Dinge erst einmal erfunden, lässt sich Besseres nicht mehr machen, sagt Eco. So sprechen sie über die Zukunft des Buches. Aber auch über die Faszination von Bibliotheken und über die Frage, ob es Sinn macht, den Ziegelstein großen Wälzer „Krieg und Frieden“ als E-Book zu lesen. Und sie sinnieren über die Bedeutung menschlicher Dummheit und die heutige Gesellschaft, die nicht weiß, „wie sie ihr Gedächtnis auf Dauer archivieren soll“. Die beiden Bücherfans unternehmen eine rasante und vergnügliche Zeitreise von Papyrusrollen bis zu Internet und dem, was an technischen Neuerungen noch kommen mag. Dabei tauscht dieses lesebesessene Gespann unzählige unterhaltsame Anekdoten, originelle Ideen und gelehrte historische Geschichten aus. Alles ist eine Hommage an die Galaxie Gutenberg. Ende des Buches? Nein, machen uns die beiden Mut. Diese amüsante Liebeserklärung an Bücher verführt, diesem spritzig-intellektuellen Leseplausch bei einem guten Roten beizuwohnen. Umberto Eco/Jean-Claude Carrière: Die große Zukunft des Buches. 288 Seiten. Gebunden mit Schutzumschlag. 19,90 Euro. Hanser-Verlag

Was ist restaurative Gerechtigkeit?

Kurz gesagt: Bei dem noch gewöhnungsbedürftigen, aber durchaus treffenden Begriff geht es um die wichtige Frage, wie beide, Opfer und Täter, heil werden können. Eine Vergewaltigung. Ein Betrug. Häusliche Gewalt. Ein Raubüberfall. Ist der Fall wirklich abgeschlossen, wenn der Täter gefasst und bestraft worden ist? In der Regel bleibt die Frage, ob der Verursacher der Tat auch die Verantwortung für sein Handeln übernommen hat bzw. wie die Konsequenzen aussehen könnten. Die Erfahrung zeigt, dass Opfer meistens mit dem unguuten Gefühl zurück bleiben, dass das ihnen Zugefügte keine Rolle spiele. Wiedergutmachung oder grundlegende

Befriedung seien nicht im Blick. Und bei den Tätern bleiben meistens die Gründe unbeachtet, die zu der Straftat führten. Das Verfahren „Restaurative Gerechtigkeit“ versucht, diese Lücken zu schließen und die Betroffenen an dem Versuch zu beteiligen, etwas wieder in Ordnung zu bringen und damit zur Heilung aller beizutragen. Das gut gestaltete Buch, mit anschaulichen Skizzen ausgestattet, stammt aus der Feder eines Professors für Restorative Justice in Harrisonburg/USA, der sein Konzept bereits in 25 Ländern vorgestellt hat und die konkrete Umsetzung weltweit begleitet. Der flapsige deutsche Titel „Fairsöhnt“ macht den seelsorgerlichen Anspruch des Buches deutlich und trifft somit ins Schwarze.

Howard Zehr: Fairsöhnt. Restaurative Gerechtigkeit. 93 Seiten, kart., Format 13,5 x 21 cm. 12,90 Euro. Neufeld-Verlag

Auf den Spuren der irischen Mönche

Der aktive und den Menschen zugewandte Autor steckt in einer Lebenskrise. Ausgebrannt und ohne Orientierung will er seinem Leben eine neue Richtung geben. Aber das setzt Loslassen von eingefahrenen Gewohnheiten, Abschied nehmen von routinierten Gepflogenheiten voraus. Rainer Wälde erzählt von seinen Entdeckungen, die er in den alten Klöstern der schottischen und irischen Mönche gemacht hat. Wie in den konzentrischen Kreisen wird sein Blick für Neues geweitet: Interessante Menschen und Begegnungen mit den bis heute tragenden Wurzeln der europäischen Kultur. Wo könnte das besser geschehen als auf der kargen Insel Iona. Sie ist Brücke zwischen Irland und Schottland und war einst Wirkungsort des bekannten Mönches Columcille und seiner zwölf Gefährten. Heute bietet sie einer Kommunität mit einem international genutzten Gästezentrum Heimat. Und besonders davon erzählt er nachvollziehbar, wie ihm und seiner Frau auf diesem öden, schroff-unwirtlichen Eiland mit seinen Steinen und kargen Grasbewuchs die Veränderung ermöglicht und die Kraft zu einem Neubeginn geschenkt wird. Es ist nicht nur ein bewegendes, inspirierendes Buch. Es besticht auch durch seine Ausstattung, Typo-

grafie und grandiose Bebilderung. Zusätzlich zeigt uns Pater Anselm Grün sieben hilfreiche Schritte zur inneren Mitte unseres Lebens.

Rainer Wälde: Meine Reise zum Leben. Gebunden mit Schutzumschlag, 140 Seiten; 15,5 x 23 cm, S/W- und Farbfotos. 16,95 Euro. Adeo-Verlag

Mächtige Fragen an den Allmächtigen
Das Buch hat auf der Bestsellerliste der New York Times gestanden. Wenn man so will, war das ein Ritterschlag für den Pastor der Redee-mer Presbyterian Church in Manhattan. 6.000 Großstädter kommen regelmäßig zu seinen Gottesdiensten. Dass das Buch inzwischen auch in seiner deutschen Übersetzung innerhalb kürzester Zeit eine zweite Auflage schaffte, spricht nicht nur von der seltenen Gabe, leichte Lesbarkeit mit tiefgründiger Argumentation zu verbinden. Der ARD-Hauptstadtkorrespondent Markus Spieker sagt in seinem Vorwort, dass ihn als Christ das Buch nicht überzeugt, aber inspiriert, motiviert und begeistert habe. Und das ist ein guter Grund für jeden Christen, dieses Buch mit seinen zwei Hauptkapiteln „Der Sprung in den Zweifel“ und „Warum es Sinn macht, zu glauben“ nicht nur zur eigenen Selbstvergewisserung zu lesen. Es gilt, den beachtlichen Bestseller auch an diejenigen weiterzugeben, die in einer urbanen Sprache zu reden und zu diskutieren gewohnt sind und an denen die gut gemeinten, aber formelhaften Worthülsen unserer oft verstaubten kirchlichen Ghetto-kultur abprallen. Das Buch für Denker und Zweifler gewinnt zusätzlich dadurch einen Mehrwert, dass die Gedanken des Autors durch vertiefende Anmerkungen ergänzt und zugespitzt werden.
Timothy Keller: Warum Gott? Vernünftiger Glaube oder Irrlicht der Menschheit? 335 Seiten, gebunden, 14 x 21 cm. 14,95 Euro. Brunnen-Verlag

...von Kurt Witterstätter



Brauchbare Fundgrube
Elf exakt durchgeplante Stunden-Entwürfe für Seniorennachmittage legen Elisabeth Stiefel und Ruth Riexinger in ihrem bei Francke in Marburg erschienenen, 160seitigen Band „Seniorenarbeit kreativ“ vor. Ziel der Autorinnen sind niveauvolle, bildende Veranstaltungen.

Wenn auch der Ablauf der Stunden mit Liedversen und eingestreuten Teilen von Biografien für Dichter Christian Fürchtegott Gellert, Komponist Georg Friedrich Händel, Volksmissionarin Johanna Faust-Kessler und Lepra-Heilerin Ruth Pfau einfach gestrickt ist, so lässt sich das sicher individuell anreichern. Zur Fundgrube wird das anregende Buch dann auch mit spielerischen Anregungen bei den Kapiteln Reformation, Gehirnjogging, Dank, Wasser, Tor und Tür sowie mit den Advents- und Weihnachtsbräuchen in Europa.
Elisabeth Stiefel/Ruth Riexinger: Seniorenarbeit kreativ. Elf Stundenentwürfe. 160 Seiten. Marburg: Francke 2010. ISBN 978-3-86827-203-1. 9,95 Euro.

Lücke zwischen Arbeit und Rente
Eine reichhaltige Datengrundlage für die Situationsbeschreibung des Lebens in der zweiten Lebenshälfte wird für die beiden letzten Jahrzehnte um die Jahrtausendwende mit dem 306seitigen Dritten Alterssurvey DEAS des Deutschen Zentrums für Altersfragen Berlin DZA im Kohlhammerverlag vorgelegt. Der Alters-Datenreport ist für politische Akzente zur Entängstigung vor dem Altern und für die Aktivierung im



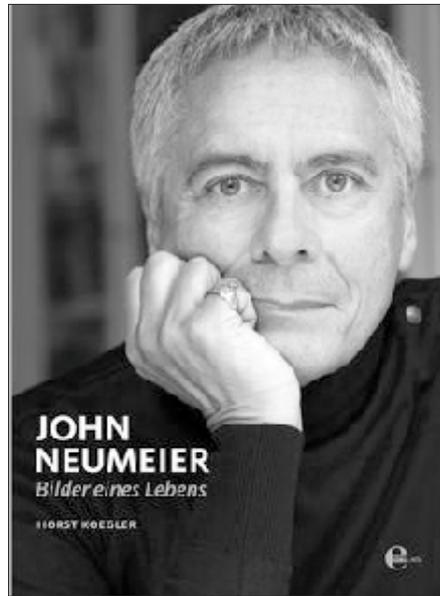
Alter hilfreich. Ins Auge springen neue Phänomene wie das lange Zusammenleben der Partner in alternden Ehen oder Partnerschaften, die prekäre Vor-Rentensituation eines Drittels der Älteren zwischen 60 und 65 Jahren mit einer Lücke zwischen Arbeit

und Rente und die Ressourcenhaltigkeit der neuen, bis 30 Jahre währenden Großelternschaft mit biografischen, finanziellen und instrumentellen Hilfen der Alten. Der gezielt die 40- bis 85jährigen befragende DEAS-Survey wäre bei Einbezug auch der Hochaltrigen jenseits des 85. Lebensjahrs noch informativer.

Andreas Motel-Klingebiel, Susanne Wurm, Clemens Tesch-Römer, Hrsg.: *Altern im Wandel. Befunde des Deutschen Alterssurveys (DEAS)*. 306 Seiten. Stuttgart: Kohlhammer 2010. ISBN 978-3-17-021595-5. 34,90 Euro

Passion auf der Bühne

Als der Choreograf John Neumeier 1978 Bachs Matthäuspassion in Hamburg auf die Tanzbühne brachte, war die Skepsis groß. Aber Neumeier, der von sich sagt „Ich bin Christ und Tänzer“, gestaltete die Passionsszenen mit solch sensiblem Ernst, dass die Kritik schnell verstummte. Er blieb den geistlichen Werken auch jenseits seiner Shakespeare-Ballette und der Choreografien der Mahler-Sinfonien treu und richtete auch Bachs Weihnachtsoratorium, den „Messias“ Händels und das Mozartrequiem für sein Hamburg Ballett ein. Der 83jährige Tanzjournalist Horst Kogler hat den Werdegang des inzwischen 68jährigen amerikanischen Choreografen, der aus Milwaukees deutscher Kolonie stammt und seine ent-



scheidenden Impulse vom tanzversierten Jesuitenpater John J. Walsh erhielt, von Anfang an miterlebt und legt jetzt unter dem Titel „John Neumeier. Bilder eines Lebens“ einen fundierten 256-Seiten-Bildband über Neumeiers Tanzschaffen vor.

Horst Kogler: *John Neumeier. Bilder eines Lebens*. 256 Seiten (davon 174 Seiten englisch übersetzt). Hamburg: Edel-Verlag 2010. ISBN 978-3-941378-72-8. 29,95 Euro

Von den Stärken des Alters

Alte Bäume mag man nicht mehr verpflanzen. Das heißt aber auch: Sie leben. Und Marlis Pörtner ruft uns in ihrem 170seitigen, bei Klett-Cotta



erschienenen Bändchen sogar zu: „Alte Bäume wachsen noch“. Ihr Essay ist eine sympathische Mischung aus biografischen Erlebnissen und entwicklungspsychologischen Folgerungen. Gegen das Verzagen beim Älterwerden und gegen den Ekel am Alter geschrieben.

Glücklicherweise durch die Ich-Erzählform nie mit erhobem Zeigefinger daher kommend. Zwar erfährt die Autorin: Man wird mehr und mehr an die Hand genommen, der Stab wandert weiter. Aber

sie erkennt auch: Neues fördert, über Wehmut gibt es auch im Alter Optimismus, neben Trauer Freude und über Tiefen Höhen. Ihr Lebensbaum setzt Ring an Ring, wobei die letzten nicht die schlechtesten sind.

Marlis Pörtner: Alte Bäume wachsen noch. Neue Erfahrungen in späten Lebensjahren. 170 Seiten. Stuttgart: Klett-Cotta 2010. ISBN 978-3-608-94565-2. 18,95 Euro

...von Pfarrer Dr. K. Dieterich Pfisterer

Nachlese zum Wichernjahr 2008

Dieser Band ist ein geglücktes Beispiel dafür, dass man Jubiläen wie den 200. Geburtstag von J. H. Wichern 2008 nicht nur „begehen“, sondern ihren Ertrag auch wissenschaftlich sichern, praktisch umsetzen und in einer ebenso ansprechenden wie sorgfältigen Edition zur Verfügung stellen kann. Und das geschieht hier - sei es in Gestalt eines exemplarischen liturgischen Entwurfes für einen Wicherngottesdienst (Friedrich Löblein), als inspirierende Predigthilfe oder als ausgeführte Predigt (Frieder Grau u.a.), als Unterrichtsentwurf, der auch die Konzeptionen von Wichern selbst ernst nimmt (Katja Baur), oder als Einführungs- und Überblicksreferat zu Wichern (W. Brandt, D. Sattler). Die Evangelische Hochschule Ludwigsburg, die Stiftung Karlshöhe als eine von Wichern inspirierte Diakonienanstalt und DEIN THATER aus dem benachbarten Stuttgart erschließen unter Verwendung von Originaltexten Wicherns mit ästhetischen Mitteln neue und überzeugende Zugänge zu Wichern selbst. Es ist darüber hinaus noch ein Beitrag zu finden, der Wichern als einen Vorläufer des Sozialstaates historisch einordnet. Das ist schon eine Leistung, dabei dem vieltraktierten Thema des Protestantismus vor der sozialen Frage im 19. Jahrhundert sogar noch neue und weiterführende Einsichten abzugewinnen! Gleichwohl wird Wichern nicht auf die Entstehung des Sozialstaates reduziert; seine Herkunft aus der Erweckungsbewegung mit ihrer doppelten Profilierung der geistlichen „Regeneration“

einerseits und der sozialen „Reformation“ andererseits wird deutlich herausgearbeitet. Dietrich Sattler gelingt es in einem prägnanten und lebendigen biographischen Essay Wichern als vielseitigen Reformers, überzeugten Christen und wachen Zeitgenossen mit seinen Stärken - und Schwächen zu porträtieren - ein überzeugender Fortschritt von einer ein- zu einer mehrdimensionalen Sichtweise von Wichern! Er wird zum erstenmal als runder Charakter und nicht als bloße Folie für die Relevanz christlichen Sozialstaatsdenkens sichtbar. Das Wort „Impulse“ im Titel ist ein klassisches Understatement und wird der Tatsache nicht gerecht, dass dieser Band wissenschaftlich genug ist, um zu eigener Arbeit anzuregen und so praktisch, dass man ganze Entwürfe übernehmen kann.

Vier Schwerpunkte seines eigenen Wirkens Jugendarbeit, Gefängnisreform, Armutsbekämpfung und die Einführung des Diakonates werden in eigenen Beiträgen erörtert. Dazu finden sich in diesem Sammelband flüssig geschriebene, gut lesbare und leicht umsetzbare Aufsätze, in denen immer wieder, z.T. auch ausführlich Wichern selbst zu Wort kommt. Hier wird die Spannweite von Wicherns eigener fachlicher diakonischer Arbeit sichtbar. Man wird hier manches entdecken, was man bei Wichern so nicht vermutet hätte. Zum einen seine bahnbrechende Arbeit mit Jugendlichen in der eigens dafür gegründeten Rettungsanstalt des Rauhen Haus in Hamburg-Horn. Ihm und seinen Förderern aus der Erweckungsbewegung ging es um Vergebung und die Förderung einer eigenen Persönlichkeit der jungen Leute beiderlei Geschlechts in einer offenen Kolonie, es ging ihnen nicht wie damals in den geschlossenen staatlichen Besserungsanstalten um die Verwahrung der gefährdeten Jugendlichen zum Zwecke der Disziplinierung. Auf der anderen Seite nahm Wichern die Herausforderung durch den preußischen König an, ausgerechnet Gefängnisse von innen her zu reformieren und damit in eine „Zwangseinrichtung“ zu gehen, was er für eine reformierte innovative Pädagogik bei gefährdeten Jugendlichen abgelehnt hatte. Während seine Ideen zur

Reform des Gefängniswesens auf Grund sorgfältiger Recherchen auf der Höhe einer europaweiten Diskussion waren und vieles davon später auch Gemeingut wurde, scheiterten seine konkreten Vorschläge für Preußen im Landtag ausgerechnet an den Liberalen und ihrer Religionsfeindlichkeit. Auf die bohrende Frage, warum es die Innere Mission nicht schaffte, die Ansätze Wicherns zur Jugendhilfe zu einem Alleinstellungsmerkmal zu machen, darauf bleibt die Forschung bis heute eine Antwort schuldig. Was Wichern für Jugendliche etwa mit der Subjektorientierung seiner Arbeit im Rauhen Haus ins Werk setzte, geriet ja weitgehend in Vergessenheit und fand dann unter weithin säkularen Vorzeichen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jhdts Eingang in die Diakonie. Zumindest stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage, ob die konsequente Fortführung der Wichern'schen Tradition die Zustände in der Heimerziehung im letzten Jahrhundert nicht verhindert hätte. Es ist deshalb durchaus zu begrüßen, dass mit der „Karlsruher Erklärung vom 14.2.2010 zur Situation von Kindern und Jugendlichen im Karlsruher Kinderheim in den 50er und 60er Jahren“ (112-113) diese Seite auch zur Sprache kommt. Der dritte Reformschwerpunkt Wicherns neben der Kinder- und Jugendarbeit und der Gefängnisreform war für ihn als ausgesprochener Kirchenmann und Diakoniker die Einführung des Diakonates als eines geordneten Amtes der Kirche. Seine Gedanken dazu hatte er in einem eingehenden, gründlichen theologischen Gutachten niedergelegt, das in den entsprechenden Debatten unserer evangelischen Landeskirchen und der EKD bis heute keine Beachtung findet. Es wird offensichtlich, dass die bis heute dominierende Vorstellung von Wichern als dem genialen Organisator der Diakonie, der eben kein kreativer Theologe gewesen sei, Seiten dieses begabten Mannes ausblendet, die für das Offensichtliche blind machen kann. Die Einführung von der Mitherausgeberin Annette Noller, Professorin an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg, skizziert den Ertrag des Wichernjahres 2008 und bietet zu der Person und den Themen Wicherns Kostproben wissenschaftlicher Evalu-

ation, die für die eigene konkrete Arbeit mit Wichern hilfreich werden können. Dazu dienen auch eine Zeittafel, Abbildungen und ein kompaktes Literaturverzeichnis.

Annette Noller, Frieder Grau, Friedrich Löblein
Christlicher Glaube und soziale Verantwortung,
Impulse Johann Hinrich Wicherns für diakonische Theorie und Praxis, Schriften der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg, Bd.10, Stuttgart 2010 (ISBN 978-3-7918-8024-2)

Hilfe bei häuslicher Pflege Neue Auflage des „ABC Pflegeversicherung“

Wer entscheidet, ab wann ein pflegebedürftiger Mensch einen Pflegedienst in Anspruch nehmen kann, oder ob und wie viel Pflegegeld er erhält, wenn ein Angehöriger oder Freund die häusliche Pflege übernimmt? In seiner 7. Auflage (Stand von November 2010) erscheint jetzt das „ABC Pflegeversicherung - Praktische Tipps und Ratschläge zur Pflegeversicherung“ vom Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e. V. BSK und liefert Antworten auf viele solche Fragen. Der erste Teil der Broschüre gibt einen umfangreichen Überblick über die Pflegeversicherung und stellt die wichtigsten Leistungen und Möglichkeiten der Pflegeversicherung dar. Leicht verständlich sind die einzelnen Begriffe des Pflegeversicherungsrechts in alphabetischer Reihenfolge erläutert. Der zweite Teil enthält Auszüge aus besonders relevanten Vorschriften des Pflegeversicherungsgesetzes SGB IX sowie des Rechts der Sozialhilfe SGB XII und ferner die wichtigsten Teile der Pflegebedürftigkeits-Richtlinien. Der Ratgeber ist beim BSK, Postfach 20, 74238 Krautheim, Tel. 06294.42810 oder per E-Mail über info@bsk-ev.org gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € einschließlich Porto/Versand erhältlich.

Sogar die Praxisgebühr ist steuerlich absetzbar Aktueller Steuerratgeber für Ruheständler

Seit 2005 sind Renten steuerpflichtig. Zwar nicht voll, sondern je nach Rentenbeginn-Jahr zwischen 50 Prozent für den Beginn der Rente 2005 und 100 Prozent, wenn sie 2040 einsetzt (je Jahr späterer Anfang zwei Prozent höherer Steuerpflicht-Betrag bis 2020, dann jährlich ein Prozent Anstieg). Wie Ruheständler ihre Steuerpflicht mindern können, erläutert Experte Wolfgang Benzel, der eine Steuerberatungsgesellschaft betreibt, in seinem 160seitigen, bei Walhalla Regensburg erschienenen „Aktuellen Steuerratgeber für Rentner und Ruhestandsbeamte“. Diesen gibt es als gedrucktes und als elektronisches Buch.

Da Ruheständler zunehmend neben ihrer Altersrente zusätzlich Einkünfte erzielen, können sich zusätzliche Steuerpflichten ergeben, die sich auch mindern lassen und eventuell sogar die Steuer auf die Rente senken. Viele gehen auch im Ruhestand einer (Neben-)Erwerbstätigkeit nach. Hierbei macht Benzels Ratgeber auf die Abzugsmöglichkeiten der getätigten Aufwendungen aufmerksam wie Werbungskosten (etwa Fahrt-, Büro- und PC-Kosten). Auch lässt der Autor überlegen, ob eine solche Ruheständler-Nebentätigkeit überhaupt steuerpflichtig ist oder nicht etwa als Geringfügigkeitsarbeit (bis 400 Euro monatlich) oder ehrenamtlich (weitere 175 Euro monatlich oder 2.100 Euro jährlich) steuerfrei ist.

Auch bei den Kapitalerträgen sind seit 2009 neue Besteuerungsvorschriften mit der Abgeltungssteuer zu beachten: 25 Prozent der Zinsen und der sonstigen Erträge behält der Fiskus ein. Jedoch soll auf die Anerkennung des pauschalen Freibetrags von 801 Euro (Verheiratete 1.602 Euro) jährlich geachtet werden. Auch kann es

dann zu weiteren Erleichterungen kommen, wenn der individuelle Steuersatz des Ruheständlers unter den 25 Prozent der Abgeltungssteuer liegt. Dann werden auch die Kapitalerträge nur zu diesem niedrigeren Abgabensatz besteuert.

In einem Sonderkapitel geht der mit vielen Fallbeispielen und Steuerformular-Kopien arbeitende Steuer-Ratgeber für Ruheständler auf die jenseits von Belastungspauschalen vom Einkommen abziehbaren außergewöhnlichen Belastungen in Sonderfällen ein: Dazu können gehören die Kosten für die den Erbwert übersteigenden Beerdigungskosten, für medizinisch indizierte Besuchsreisen, für Betreuer in Geschäfts- und Gesundheits-Angelegenheiten, für Heilmittel, für die vierteljährliche Praxisgebühr, für von den Krankenkassen nicht erstattete Behandlungskosten, sogar für ein Bewegungsbad, Psychotherapie und Krankengymnastik sowie für die notwendige Begleitung Behinderter bei Urlaub und/oder Kuren bei Nachweis von deren Erfordernis.

Wolfgang Benzel: Der aktuelle Steuerratgeber für Rentner und Ruhestandsbeamte. Ausgabe 2011 für Ihre Steuererklärung 2010. 160 Seiten. Regensburg: Walhalla und Praetoria 2011. ISBN 978-3-8029-3848-1. 9,95 Euro.

Letzte Meldung:

Zwei Tagungen im Sommer Mitgliederversammlung in Frankfurt - ESF in Kassel

Das Evangelische Seniorenwerk ESW lädt zu zwei Tagungen im Sommer dieses Jahres nach Frankfurt und Kassel ein.

Die Mitgliederversammlung des ESW findet am Mittwoch, 6. Juli 2011, 10 bis 16 Uhr im Dominkanerklöster in Frankfurt am Main, Kurt-Schumacher-Straße 23 (Haltestelle Börneplatz), Tel.

069/92105660, statt. Neben den Regularien wird bei dieser ESW-Mitgliederversammlung durch den Ehrenvorsitzenden Dr. Günther Freytag des 100. Geburtstages von ESW-Mitbegründer Oskar Schnetter gedacht. Prof. Dr. Karl Foitzik referiert über „Altersbilder in der Bibel“.

Das Evangelische Senioren-Forum ESF führt seine nächste Tagung am Freitag, 2. September 2011, 10 bis 17 Uhr in der Kirche im Hof der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Kassel-West in Kassel, Friedrich-Ebert-Straße 102, Tel. 0561.18372, durch. Thema ist „Zielorientiertes Leben: Unser Umgang mit Gesundheit und Krankheit“. Referenten sind u.a. Präventologe Willi Löhr und Pastor Frank Fornacon.

Anmeldung beim ESW, Frau Alber, Staffenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711/2159136.



Das Dominikanerkloster Frankfurt

Foto: Wikipedia

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 3-2011 ist der
1. Juni 2011

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de